1,60 DM / Band 274
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

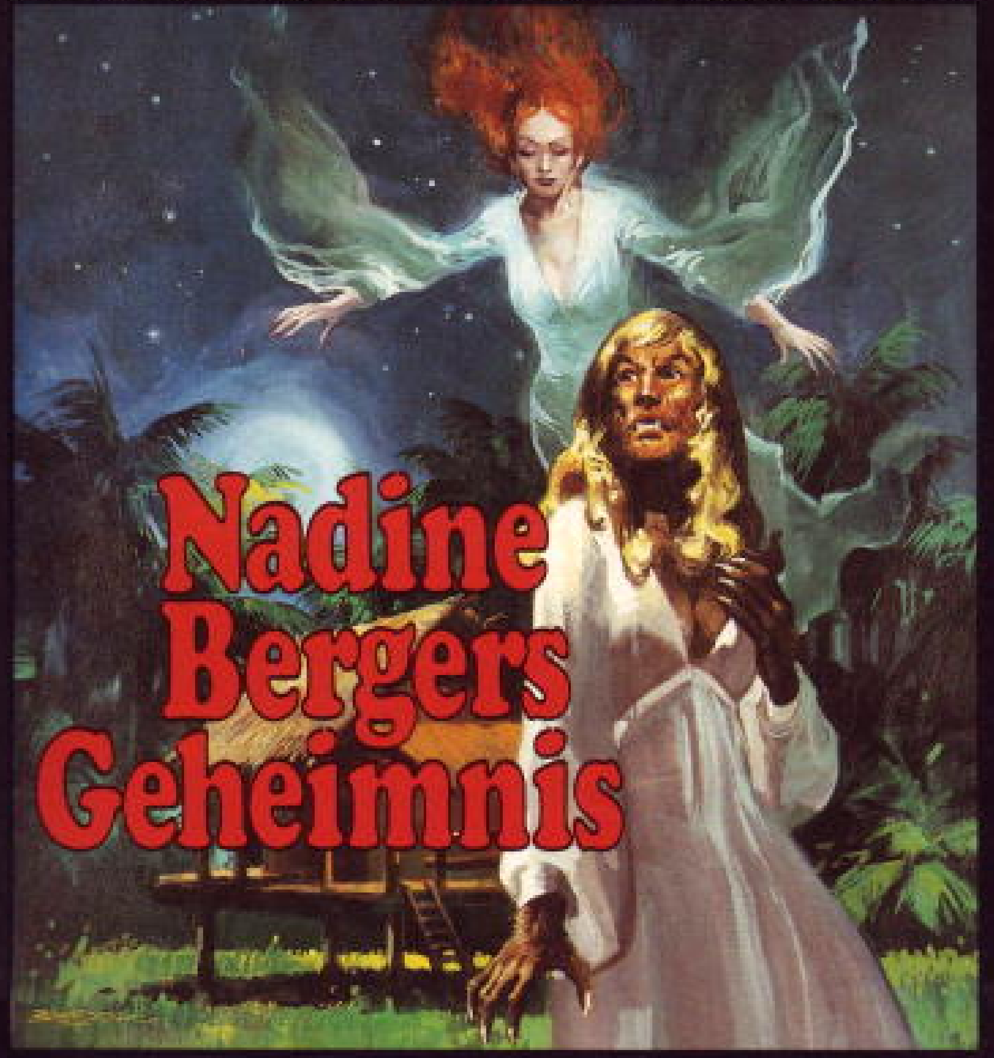
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 90



Nadine Bergers Geheimnis

John Sinclair Nr. 274

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 04.10.1983

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Nadine Bergers Geheimnis

Sie hatte das Krachen der Beretta vernommen, und jeder Schuß war für sie wie eine Note in einem höllischen Konzert.

Sie wußte, daß ihre Diener den geweihten Silberkugeln nichts entgegensetzen konnten, aber sie war nicht in der Lage, ihnen zur Seite zu stehen. Sollte der verfluchte Geisterjäger sie doch vernichten, das machte nichts mehr, denn sie war selbst völlig am Ende. Man hatte einen Teil von ihr zerstört! Lupina merkte kaum, daß sie durch den Gang in Richtung Tür torkelte. Sie tat dies alles automatisch, die Königin der Wölfe war nicht mehr Herr ihrer Reaktionen. Mit Luparos Tod war auch für sie der dämonische Alltag wieder eingekehrt. Jetzt mußte sie sich vor den geweihten Silberkugeln fürchten, und sie mußte wieder dort beginnen, wo sie auch angefangen hatte. Ganz unten…

Lupina stieß gegen die Tür. Für einen Moment war sie irritiert, da sie die Tür nicht öffnen konnte, dann rutschte ihre Pranke nach unten, sie fand den Griff und zog die Tür auf.

Nach dem langen Sommertag empfand sie die Nachtluft als kalt. Die Werwölfin stolperte fast über ihre eigenen mit Fell bedeckten Füße, als sie in den großen Vorgarten torkelte, der vor dem leicht erhöht stehenden Bungalow der Conollys lag. Ein paar Schritte lief sie noch weiter, bevor sie schwankend stehenblieb.

Jetzt mußte sie sich entscheiden. Blieb sie hier und rächte den Tod ihrer Diener, oder lief sie weg und suchte eine neue Chance?

Sie durfte nicht zu lange zögern, denn Sinclair würde sicherlich nach ihr suchen.

Und sie entschied sich dafür, nicht am Haus zu bleiben, sondern so rasch wie möglich zu verschwinden. Erst wenn sie wieder neue Kraft gefunden und die Enttäuschung überwunden hatte, konnte sie darangehen, Pläne zu schmieden. Dafür jedoch brauchte sie Ruhe und eine gewisse Abgeschiedenheit.

Ihr Blick flog durch den harten. In den kalten gelben Raubtieraugen leuchtete noch immer der blanke Haß, aber auch die Wut über die neue Niederlage. Lupina hatte sich nicht völlig verwandelt. Sie lief als eine Mutation zwischen Mensch und Wolf umher. Menschlich war der Kopf, der übrige Körper gehörte einem Wolf.

Auch im Vorgarten brannte Licht. Es waren nette, kleine Gartenlaternen, wahlweise irgendwo verteilt, mal höher hängend, mal tiefer stehend und ein gelbes Licht verbreitend, das helle Inseln in die sonst dunkle Fläche riß.

Diese Abschnitte wollte Lupina bei ihrer Flucht durch den Garten auf jeden Fall vermeiden. Wenn jemand am Fester stand, sah er sie immer durch den Lichtschein huschen und konnte auch schießen, da sie jedesmal ein Ziel bot.

Noch einen Blick warf sie zurück. Sie schaute das Haus zwar an, aber sie meinte John Sinclair, denn in ihren Augen loderte ein unbeschreiblicher Haß auf diesen Mann. Obwohl sie nicht beweisen konnte, daß er an der Vernichtung ihres Sohnes die Schuld trug, schob sie ihm alles in die Schuhe.

»Ich kriege dich!« quetschte sie hervor. »Verdammt, du Hund, ich kriege dich!« Während der letzten Worte verschluckte sie sich fast an ihrem eigenen Haß.

Dann lief sie weg.

Sie duckte sich dabei und wandte sich nach links, wo sie in die Dunkelheit eintauchte. Licht gab es nur über dem Eingang.

Während sie durch den Garten hetzte, dachte sie darüber nach, welches Ziel sie anvisieren sollte. Da gab es eigentlich nur eins. Der alte Bunker mit seiner unheimlichen Wolfsmagie, wo sich

Vergangenheit und Gegenwart trafen und eine folgenschwere Allianz eingegangen waren.

Sicherlich ahnte auch Sinclair, wohin sie fliehen wollte, sie mußte eben schneller sein als er.

Rasch hatte Lupina den Garten hinter sich gelassen und erreichte das große Tor, das verschlossen war. Schwierigkeiten, den Zaun zu überklettern gab es für sie nicht. Sie hatte zwar den Kopf eines Menschen, dafür den Körper eines Raubtieres, und der besaß die Geschmeidigkeit eines Wolfes. Kaum war sie an der anderen Seite zu Boden gesprungen, als sie die heulenden Sirenen vernahm.

Polizeiwagen rollten an.

Blitzschnell zog sie sich in die Deckung eines großen Baumstamms zurück, und als der Widerschein des ersten Rotlichts über den Stamm geisterte, war sie längst nicht mehr zu sehen.

Wie kam sie am schnellsten voran? Diese Frage stellte sich ihr automatisch. Sie brauchte einen fahrbaren Untersatz!

Da keiner zur Hand war und sie auch nicht zaubern konnte, mußte sie ihn sich besorgen. In dieser Straße nicht. Die Bewohner der Häuser besaßen samt und sonders ihre Garagen, in denen die Wagen standen.

Aber es gab Zweitautos, kleinere Modelle, und die waren auf einem Parkplatz abgestellt worden.

Lupina suchte sich einen Golf aus. Sie hielt sich nicht lange mit dem Knacken des Türschlosses auf, sondern drosch ihre Krallen einmal hart gegen die Seitenscheibe.

Mit einem platzenden Laut brach das Glas. Zwei Sekunden später hatte die Königin der Wölfe den Wagen geöffnet, blieb auf dem Fahrersitz hocken, schaute sich um und sah eine Decke auf dem Rücksitz. Die schnappte sie sich. Wenig später hing sie um Lupinas Schulter, die es jetzt riskieren konnte, sich wieder in einen Menschen zu verwandeln.

Das beherrschte sie ausgezeichnet, sie brauchte sich auf diesen Vorgang nur zu konzentrieren.

Starr saß sie da. Die Augen waren halb geschlossen, so daß sie kleine, gelbe Halbmonde bildeten. Lupina konzentrierte sich auf ihre Rückverwandlung und schaffte es tatsächlich, wieder zu einem Menschen zu werden. Hätte die Decke nicht um ihre Schultern gehangen, wäre sie eine nackte Frau gewesen, so aber war sie wenigstens zum Teil bedeckt.

Mit weicheren Gesichtszügen hätte man sie durchaus als schöne Frau bezeichnen können. So aber waren die Züge wutverstellt. Das bleiche Oval zwischen den Haaren sprühte vor Haß.

Lupina wußte genau, wie man einen Wagen kurzschließen mußte. So etwas hatte sie sich, wie damals auch Lady X, angeeignet. Es war eine Sache von zwei Minuten, der Motor sprang willig an.

Als sie das Geräusch vernahm, zuckte ein Lächeln über ihr Gesicht. Sie manövrierte ihn aus der Lücke. Die beiden Scheinwerfer bildeten helle Lanzen, als Lupina sie einschaltete, und in ihrem Licht glaubte sie, einen Schatten zu sehen.

Er war vierbeinig, huschte quer über die Straße und sah aus wie ein Wolf!

Lupina wollte schon bremsen, als der Schatten wieder verschwunden war. Vielleicht eine Täuschung, dachte die Werwölfin, allerdings erinnerte sie sich auch an Nadine Berger. Sie hatte sich ebenfalls bei den Conollys befunden, sich aber aus dem Kampf herausgehalten, aus welchen Gründen auch immer.

Lupina fuhr durch London. Sie mußte in Richtung Osten und über die Themse. Dabei hielt sie sich genau an die Vorschriften, fuhr nicht schnell, denn sie wollte keiner Polizeistreife auffallen. Das hätte vieles zerstören können.

Den Weg kannte sie natürlich, und sie nahm die Vauxhall Bridge, um über den Strom zu gelangen. Des öfteren verrutschte ihre Decke.

Jedesmal griff sie danach und zog sie sehr schnell wieder gerade, so daß ihre Blöße verborgen blieb.

Je mehr sie sich von dem eigentlichen Ort des Geschehens entfernte, um so ruhiger wurde sie. Lupina hatte Zeit, die Sache zu überdenken, und sie wußte genau, daß der Fall noch nicht ausgestanden war. Es gab Luparo nicht mehr, aber sie würde alles daransetzen, um seinen Tod zu rächen und auch in seinem Sinne weiterzumachen.

Wie konnte er nur umgekommen sein? Wie war so etwas möglich. Und wer zeigte sich dafür verantwortlich? Sollte es ihr jemals gelingen, ihn in die Finger zu bekommen, würde sie ihn in Stücke reißen.

Aus ihrem Mund drang ein drohendes Knurren, als sie daran dachte.

Und sie hoffte stark, daß sie in der Höhle, wo die Uralt-Magie noch vorhanden war, neue Kraft finden konnte.

Sehr weit hatte sie es nicht mehr bis zu ihrem Ziel. Die Straßen waren enger geworden, die Gegend ärmlicher. Wer hier lebte, besaß keinen Luxus. Zahlreiche Menschen nutzten die Kühle der Nacht aus und hockten vor ihren Häusern, wo sie so manche Flasche kreisen ließen.

Ein paarmal wurde Lupina zugewinkt, sie fuhr stur weiter. Es fehlte ihr noch, wenn sich jetzt jemand mit ihr beschäftigen wollte.

Sie fuhr auch dort in der Nähe vorbei, wo sie den dritten Werwolf aus der Kneipe geholt hatte. Und bald schon tauchte der Schrottplatz auf. Dort hatten zwei Männer ihr Leben lassen müssen, von den Werwölfen grausam getötet.

Wie ein großes, gelbes Auge stand der Vollmond am Himmel. Es war Werwolfwetter, Lupina hatte die Nacht besonders ausgenutzt, aber

ihre Aktionen waren schiefgelaufen.

Nun mußte sie neue magische Energie tanken. Das wollte sie in der Höhle, die einmal ein Bunker hatte werden sollen, um Menschen vor den Bomben des Krieges zu schützen.

An einer Bahnschranke mußte sie stoppen. Ausgerechnet zu dieser Zeit fuhr noch ein Zug. Der Golf war der einzige Wagen, der vor der Schranke stand. Lupina schaute in den Innen- und Rückspiegel und war beruhigt.

Kein Verfolger hatte sich auf ihre Fersen gesetzt. So jedenfalls glaubte sie…

Dann rollte der Zug aus der Dunkelheit. Eine Maschine zog Dutzende von Güterwaggons hinter sich her. Als der Zug vorbeigerauscht war, öffnete sich die Schranke noch immer nicht, denn aus der Gegenseite kam noch ein zweiter.

Lupina verlor Zeit.

Ein Dämon kannte eigentlich keine Nervosität, aber sie konnte eine gewisse Unruhe nicht verbergen. Als sie wieder einmal in den Rückspiegel schaute, glaubte sie abermals, den Schatten heranhuschen zu sehen. Er verschwand aber zu schnell, so daß sich Lupina kein zweites Mal überzeugen konnte.

Endlich öffnete sich die Schranke.

Sie war erst zur Hälfte hochgefahren, als Lupina bereits das Gaspedal trat und der Golf einen wahren Satz nach vorn machte, wie ein Reitpferd nach dem Start.

Die Strecke, die jetzt noch zu fahren war, hätte sie auch zu Fuß laufen können, aber sie wollte es sich so bequem wie möglich machen, zudem drängte die Zeit.

Links lag das Klärwerk. Verlassene Bauten, die den Steuerzahler viel Geld gekostet hatten und nicht mehr genutzt wurden. Der sich daran anschließende Wald wirkte wie eine Wand.

Lupina fuhr links heran und stellte den Wagen ab. Sie stieg aus, nachdem sie die Scheinwerfer gelöscht hatte und schaute sich um.

Immer lebte sie in einer gewissen Gespanntheit, in einer Art von Angst, daß sie auf andere, härtere Gegner treffen konnte, aber in diesem konkreten Fall konnte sie nichts entdecken.

Lupina selbst war eingebettet in die Dunkelheit und verschmolz mit ihr.

Die Decke hatte sie zurückgelassen. Nackt lief sie auf den Waldrand zu, blieb dort für einen Moment stehen und drehte ihren Kopf dem am Himmel stehenden Vollmond zu. Er gab ihr die Kraft, und sie konzentrierte sich fest auf ihn und darauf, daß sie sich wieder verwandeln wollte.

Schon sehr bald lief ein Schauer über ihre Haut. Dieser Schauer wurde dunkler, und es waren die ersten Fellhaare, die aus den Poren

drangen.

Lupina schüttelte sich. Sie genoß die Umwandlung in eine Bestie. Ihre Augen leuchteten, den Mund hatte sie geöffnet, heulende Laute drangen aus ihm hervor, nicht sehr laut, eher verhalten und auch unterdrückt klingend.

Das Fell wuchs schnell. Auch die Trennung von Luparo hatte diesen Vorgang nicht stoppen können. Lupina wurde wieder zu einer Bestie, zu dem, was sie eigentlich war, nur ihr Gesicht blieb weiterhin menschlich.

Und auch das Haar fiel blond und lockig bis auf die fellbedeckten Schultern hinab.

Erst als diese Verwandlung abgeschlossen war, drehte sie sich um und huschte in den Wald. Ihre Bewegungen waren wesentlich geschmeidiger geworden, sie erinnerten jetzt mehr an das Raubtier. Den Menschen hatte sie völlig zurückgedrängt, und sie dachte auch nicht mehr wie ein Mensch. Das Tier überwog.

Hin und wieder bewegten sich einige Zweige, als würde Wind über sie hinwegstreichen, Diese Bewegungen kennzeichneten die Strecke, die Lupina zurücklegte. Sie machte auch keinen Umweg, denn sie wußte genau, wohin sie zu gehen hatte.

Schon bald hatte sie den Bunker erreicht. Deutlich war zu erkennen, daß der Eingang in der letzten Zeit des öfteren benutzt worden war.

Zahlreiche abgeknickte Zweige lagen auf dem Boden. Lupina brauchte kaum etwas zur Seite zu räumen, um in das viereckige Loch steigen zu können, und sie glitt geschmeidig hinein, bevor der abwärts führende Gang sie verschluckte und die Werwölfin an der Treppe stehenblieb.

Sie lauschte.

Eine absolute Stille umgab sie. Wäre ihr eigenes Knurren nicht gewesen, hätte sie überhaupt nichts gehört. Es war niemand da, der sie erwartete, und so schritt sie ziemlich unbelastet die Treppe hinab in die Tiefe des Bunkers.

Sehr deutlich merkte sie die Magie. Auch wiesen ihr die farbigen Zeichen den Weg, denn diese uralte Kraft einer längst vergessenen Welt hatte hier unten ihre Heimat gefunden. Ein Lächeln glitt über ihr Gesicht, als sie daran dachte, daß diese Kraft nicht hatte gelöscht werden können.

Lupina erreichte den Bunker. Kaum hatte sie die letzte Stufe hinter sich gelassen, als ein Gedanke besonders stark in ihr wurde. Es war der Gedanke an ihren Sohn Luparo.

Er lebte nicht mehr, man hatte ihn vernichtet, und Lupina spürte genau, daß es hier geschehen war. Fast an der Stelle, wo sie stand, und ihr Gesicht zeigte eine gewisse Spannung, als sie den Kopf nach links drehte und gleichzeitig vorging.

Eine unsichtbare Wand hielt sie auf. So hastig stoppte Lupina, denn sie hatte etwas gesehen, das vor ihr auf dem Boden lag.

Es waren Knochen — Gebeine, die inmitten einer eingetrockneten, hell schimmernden Lache lagen und die keinem Menschen gehörten, das sah die Königin der Wölfe sofort.

Es waren die Gebeine eines Tieres. Eines Wolfes!

Luparo! Ja, Lupina war sicher, daß es sich dabei um Luparo handelte, ihrem Sohn, der ihr soviel bedeutet hatte und den sie nun völlig zerstört vor sich liegen sah. Ohne Fell, ohne Haut, all das war zerfressen worden.

Luparos Reste!

Die Werwölfin stand davor und konnte es nicht glauben. Sie schüttelte sich, und wie im Zeitlupentempo öffnete sich ihr Mund, wobei im nächsten Augenblick einmal unheimliches Geräusch aus ihm hervordrang. Es war ein qualvolles Stöhnen und Klagen, ein verzweifeltes Jammern, das Trauern um den toten Sohn.

Das Innere dieses Bunkers war angefüllt mit jaulenden Lauten, mit dem verzweifelten Schreien und Wehklagen.

Die unheimlichen Laute wurden von den kahlen Wänden zurückgeworfen und hätten einen Menschen in den Wahnsinn treiben können.

Den Kopf hatte Lupina in den Nacken gelegt. Noch immer zeigte ihr Gesicht menschliche Züge, aber das, was da aus dem Mund drang, war das verzweifelte Schreien einer Bestie, die nicht mehr wußte, wie es weitergehen sollte.

Die leuchtenden Zeichen an den Wänden und Säulen warfen ihren Widerschein über die Gestalt der Wölfin und hüllten sie in ein farbiges Muster.

Auch das Dreieck auf dem Boden leuchtete wieder intensiv. Die Magie hier hatte sich regeneriert, war wieder bereit zum Einsatz, und das wollte Lupina auch.

Abrupt stoppte sie ihr Wehklagen. Mit einem Schlag praktisch hörte es auf, nur noch ein Echo schwang durch den Bunker, das aber allmählich verstummte.

Es wurde still.

Lupina empfand diese Stille als bedrückend. Sie näherte sich den Knochen, sah die eingetrocknete Lache um die Reste herum und kratzte mit den Krallen darüber.

Wie kleine Kristalle fühlten sich die Reste an, und sie zerbröckelten zwischen ihren Klauen.

Lupina war ratlos. Sie wußte nicht, wie es hatte möglich sein können, daß jemand ihren Sohn tötete, ohne daß dieser sich gewehrt hatte. Wer besaß eine so furchtbare Waffe, um Wesen auf diese Art umbringen zu können?

Lupina schüttelte den Kopf. Sie war tatsächlich ratlos und hätte schon ein Orakel befragen müssen, um eine Antwort zu erhalten. So aber blieb sie im Unklaren über das, was hier geschehen war.

Sie ging zurück. Noch immer war ihr Gesicht verzerrt. Diesmal zeigte es auch Wut und Haß auf den Mörder. Sie wollte ihn zur Rechenschaft stellen und ihn grausam töten. Obwohl sie es nicht wußte, ahnte sie dennoch, daß als Mörder ihres Sohnes eigentlich nur jemand aus dem Sinclair-Team in Frage kam. Sollte es denen vielleicht gelungen sein, den Würfel des Unheils in die Hände zu bekommen, denn die Spuren wiesen darauf hin, daß der Todesnebel Luparo getötet haben konnte.

Dieser Gedanke erschreckte sie. Wer den Würfel des Unheils besaß, war so gut wie unbesiegbar, und Lupina glaubte nicht, daß die Magie der Wölfe dagegen ankam.

Diese Magie war die älteste überhaupt. Wenigstens kannte Lupina keine, die vor ihr gewesen war, und wenn sie ihren Sohn rächen wollte, mußte sie diese Magie in Anspruch nehmen und zu ihrer vollen Stärke aktivieren.

Die Königin der Wölfe wandte sich dem Dreieck zu, dessen Seiten rot leuchteten. Es besaß genau die Kraft, die Lupina brauchte. Sie würde wieder in diesen Zeittunnel eintauchen, um in einer Zeit Kraft zu tanken, die sie in der Gegenwart einsetzen wollte. Sie mußte die alten Plätze finden, wo die Wolfsmagie entstanden war, wobei sie hoffte, daß diese noch existierten, wenn sie jetzt eine Zeitreise unternahm, denn auch vor der Existenz der eigentlichen Menschheit hatte es schon Feinde gegeben, wobei die Wolfsmagie aber stärker gewesen war.

Die Königin der Wölfe wußte genau, daß sie auch scheitern konnte. Sie stand jetzt an einem Scheideweg. Klappte alles, konnte sie wieder hoffen.

Wenn nicht, dann — sie dachte nicht mehr weiter, sondern betrat das Dreieck.

Lupina konzentrierte sich. Wieder einmal bog sie ihren Raubtierrücken durch, hob den Kopf, streckte die Pfoten aus und schaute starr auf die Spitze des Dreiecks.

Sie merkte die Kraft, die an ihr zerrte. Es war wie ein Kribbeln, das über ihre Haut fuhr und einen Schauer auf dem Fell hinterließ, so daß es sich sträubte.

Lupina wollte alles!

Sie mußte sich stark konzentrieren. Geheimnisvoll und unheimlich glühten die Wände und Säulen an den bezeichneten Stellen, und Lupina merkte, daß die Kraft allmählich stärker wurde.

Was um sie herum geschah, sah sie nicht.

Sie schaute nicht mehr zur Treppe und bemerkte deshalb nicht den Körper des Wolfes, der sich dort im Schlagschatten der Wand zusammengekauert hatte.

Es war ein Tier mit der Seele eines Menschen und mit menschlichen Augen. Sogar einen menschlichen Namen besaß das Tier.

Nadine Berger…

Sie wartete ab. Den ganzen Weg über hatte sie Lupina verfolgt, war dabei Abkürzungen gelaufen und hatte es geschafft, den Wagen immer wieder einzuholen.

Jetzt lauerte sie.

Auch Nadine spürte, daß es bald soweit war. Sie drückte ihren Oberkörper hoch, stand auf den zitternden Beinen und merkte, wie die Umrisse der Lupina allmählich schleierhaft wurden.

Jetzt oder nie — so lautete Nadines Devise. Und schnell wie ein abgeschossener Pfeil jagte sie los, setzte zu einem gewaltigen Sprung an, wobei sie zu einem fliegenden Schatten wurde, den Lupina noch im Stadium ihrer Auflösung entdeckte.

Es war zu spät, um etwas zu unternehmen, denn der Schatten übersprang die Trennlinie des Dreiecks, und Nadine Berger löste sich gemeinsam mit Lupina auf.

Beide Wölfinnen wurden von der uralten Magie gepackt und zurückgeschleudert in eine Zeit, über die kein Geschichtsbuch je etwas geschrieben hatte…

***

Das Wohnzimmer der Familie Conolly glich einem Schlachtfeld. Da stand kaum ein Sessel an seinem Platz. Vasen waren von den Tischen gefegt worden, Stühle lagen auf dem Boden, und man konnte es eigentlich als Wunder bezeichnen, daß es noch intakte Fensterscheiben gab.

Schuld an diesem Chaos waren drei Werwölfe und ich. Jawohl, ich hatte mich mit diesen drei Bestien herumgeschlagen und sie ausgeschaltet, wenn auch mit Sheilas Hilfe, denn sie hatte mir das Leben gerettet, indem sie meinen Silberdolch in den Rücken des letzten Werwolfs stieß.

Das alles war vorbei. Die drei Bestien hatte man abtransportiert. Sie waren wieder zu normalen Menschen geworden, nur zurück ins Leben rufen konnte sie niemand mehr.

Ein Teil des Falles war erledigt, aber wirklich nur ein Teil. Lupina, die Initiatorin, war uns entwischt, nachdem sie einen fürchterlichen Tanz aufgeführt hatte, denn sie hatte bemerkt, daß — obwohl räumlich von ihr getrennt — Luparo, ihr Sohn, sein Leben verloren hatte. Daran wäre sie fast zerbrochen, doch sie konnte sich wieder fangen und leider Gottes verschwinden.

Zurückgeblieben waren Sheila, Johnny und ich. Der Kleine lag inzwischen wieder in seinem Bett, die Gefahr war also gebannt, aber es blieben Fragen offen.

Die größte hieß: Wo befand sich Bill Conolly? Sheila machte es schwer zu schaffen, daß sie nicht wußte, wo sie ihren Mann suchen sollte. Der Reporter war vor ihren Augen verschwunden, nachdem wie aus dem Nichts Professor Chandler aufgetaucht war. Ein Mann, der eine Doppelexistenz führte und eigentlich zwei Leben lebte. Einmal als Geisterforscher und Mathematiker, zum zweiten als Bandor. Und dieser Bandor war ein Urzeitmensch, das heißt, eigentlich konnte man ihn gar nicht als Menschen bezeichnen, er hatte gelebt, als die Menschheit, so wie wir sie kannten, noch vor der Entwicklung stand.

Da hatte es schon andere Rassen und vor allen Dingen unheimliche starke Magien auf der Erde gegeben, die aus irgendwelchen Dimensionen gekommen oder von außerirdischen Lebewesen mitgebracht worden waren.

So auch Bandor!

Wir selbst waren in die Vergangenheit zurückgeschleudert worden und hatten ihn dort kennengelernt. Uns war es allerdings durch den Zeitkanal des Professor Chandler gelungen, wieder in die Gegenwart einzutauchen, und wir hatten Bandor mitgebracht.

Der Urmensch lebte in London! Leider war der Professor verschwunden.

Es hatte also einen Austausch mit umgekehrten Vorzeichen gegeben, und wir hatten nicht so recht gewußt, was wir mit Bandor anfangen sollten, der unserer Sprache nicht mächtig war, sich jedoch hin und wieder so etwas wie erinnerte und dann seltsamerweise mit der Stimme des Professors sprach.

Bevor die Menschen waren, waren die Wölfe!

Dieser Satz, den ich vor einiger Zeit einmal gehört hatte, war wieder aufgefrischt worden, und ich hatte feststellen können, daß es tatsächlich die Wölfe gewesen waren, die eine gewisse Urmagie ins Leben gerufen und sich mit ihr beschäftigt hatten.

Und wir fanden auch einen Platz, wo diese Magie noch Bestand hatte.

Ein alter Bunker aus dem Zweiten Weltkrieg, der aber nie benutzt wurde.

Dort traf alles zusammen. Wir hatten Lupina entdeckt und ihre drei Diener. Es war zu harten Kämpfen gekommen, und beide waren wir in einen magischen Kreislauf hineingeraten, der Lupina und mich wieder in das Haus der Conollys transportierte, Suko und Bandor aber in der Höhle ließ, wo etwas geschah, daß die beiden nicht verstanden.

Luparo erschien plötzlich. Er hatte sich von Lupina getrennt, die andere Magie ermöglichte dies und kämpfte nun gegen Suko und Bandor. Er verlor, wie ich an Lupinas Reaktion hatte ablesen können. Jetzt existierte er nicht mehr, es gab nur noch sie.

Sie war verschwunden, und ich vermißte noch jemand.

Nadine Berger!

Seltsamerweise hatte die Wölfin in den Kampf nicht mit eingegriffen. Sie hatte sich stark zurückgehalten. Für mich war dieses Verhalten ein wenig unbegreiflich gewesen, aber ich ging davon aus, daß Nadine ihre Gründe gehabt hatte.

Meiner Ansicht nach trieb sie sich auch nicht mehr in der unmittelbaren Nähe des Hauses herum, denn auf meine Rufe hatte sie überhaupt nicht reagiert.

Ich sorgte mich um sie und fragte mich, wo sie stecken könnte. Vielleicht wollte sie ihren eigenen Weg gehen. Zudem war Nadine eine Wölfin. Sie mußte etwas von dem unheilvollen Zauber gespürt haben. Der hatte sie bestimmt irgendwohin gelockt, und ich drückte nur beide Daumen, daß sie auch zurückkommen würde.

Für die Besatzungen der Streifenwagen gab es nichts mehr im Haus zu tun. Die Männer erkundigten sich, ob ihr Einsatz beendet sei. Ich bejahte und entließ sie.

Danach rief ich Sir James an.

Der Superintendent saß auf heißen Kohlen. Er atmete zunächst einmal erleichtert auf, als er meine Stimme hörte. »Dann haben Sie es also geschafft, John?« fragte er.

»Ja, aber mit Mühe.« Da Sir James nichts mehr sagte, las ich daraus die Aufforderung, ihm einen kurzen Bericht zu geben. Das tat ich auch. Er hörte gespannt zu und erkundigte sich nach Suko und Bandor.

»Von den beiden habe ich noch nichts gesehen, Sir.«

»Dann werden sie noch kommen, hoffe ich.« Er räusperte sich. »Und Bill Conolly?«

Ich atmete tief ein und schaute mich um, ob Sheila auch nicht in der Nähe war. Sie war es nicht, deshalb konnte ich reden. »Er ist verschollen, Sir. Wahrscheinlich in der Urzeit! Ich weiß nicht, ob wir ihn wieder rausholen können.«

»Das wäre ja fatal.«

»Da sagen Sie was, Sir.«

»Und Bandor? Wäre es nicht möglich, daß er Ihnen dabei zur Seite steht. Er kennt schließlich diese Zeit. Man müßte nur hinkommen.«

»Genau das ist das Problem. Wir werden natürlich nichts unversucht lassen. Vielleicht erinnert sich Bandor auch wieder, aber viel Hoffnung habe ich nicht.«

»Seien Sie nicht so pessimistisch, John. Sie werden das Kind schon schaukeln.«

Ich mußte lächeln, als ich meinen Chef so reden hörte. Er gab nie auf, und das gefiel mir so an ihm. Na ja, wir würden sehen, was uns die Zukunft noch alles bringen würde.

Als ich das Geräusch eines fahrenden Wagens hörte, legte ich auf. Ich

hatte meinen Bentley erkannt. Die Haustür mußte offenstehen, sonst hätte ich ihn nicht vernommen.

Es war tatsächlich mein Freund und Kollege. Er winkte mir zu, als ich auf der Türschwelle stand. »Du mußt mir helfen, John. Ich habe Bandor mitgebracht.«

Mein Herz schlug plötzlich schneller. »Ist etwas Schlimmes mit ihm passiert?«

»Wie man's nimmt, John. Aber sieh selbst!«

Suko hatte die Fondtüren geöffnet, und ich sah Bandor auf dem Rücksitz liegen. Er mußte an der Schulter verletzt worden sein, denn Suko hatte ihm einen Verband darum gewickelt.

Ich schaute in das Gesicht des Dämonenjägers und sah den Schweiß auf der Haut. Als ich mit meinem Finger gegen seine Stirn tippte, zuckte er nicht einmal zusammen.

»Bewußtlos?« fragte ich.

»Wahrscheinlich.« Suko war um den Bentley herumgegangen und beugte sich wieder vor, um die Beine des Mannes hochzuhieven, während ich meine Hände unter seine Schultern legte. Wir zogen ihn zu meiner Seite hin. Suko drückte nach und ließ die Beine erst los, als sie über die seitliche Kante des Sitzes rutschten.

Gemeinsam schafften wir ihn ins Haus und betteten in auf die Couch im Wohnzimmer.

»Bill?« fragte der Inspektor.

»Verschwunden!«

»Mein Gott!« Suko wurde blaß.

Schnell erzählte ich, was sich ereignet hatte, und dann bekam ich von Suko einen Bericht. Bisher hatte ich noch nicht gewußt, daß er es gewesen war, der Luparo getötet hatte. Nun erfuhr ich es und war ziemlich überrascht.

»Dann wird dich Lupina mit all ihrem Haß verfolgen«, sagte ich ihm. »Mach dich auf was gefaßt.«

»Das sehe ich auch so. Aber wichtiger sind jetzt Bill Conolly und auch Bandor.«

»Was hat er denn?«

Suko kam nicht dazu, mir eine Antwort zu geben, denn Sheila Conolly erschien im Wohnraum. Sie sah verweint aus, machte einen aufgelösten Eindruck und sagte: »Nadine ist auch nicht mehr zu sehen.«

»Das wissen wir.«

»Aber wo kann sie sein?«

Ich hob die Schultern. »Tut mir leid, Sheila! Ich weiß es nicht. Ich konnte mich nicht um sie kümmern. Alles ging so verdammt schnell. Das weißt du selbst.«

Erst jetzt wurde Sheila auf Bandor aufmerksam. Schrecken malte sich

auf ihrem Gesicht ab. »Mein Gott, was ist denn mit ihm passiert?« flüsterte sie, als sie den blutdurchtränkten Verband sah.

»Das wollte ich gerade erklären«, erwiderte Suko. Er holte tief Luft und schaute uns beide der Reihe nach an. »Die Wunde stammt nicht von einer Kugel oder einem Messer. Bandor ist gebissen worden.«

Ich ahnte Schlimmes und fragte: »Luparo?«

»Ja, leider. Ich konnte es nicht verhindern. Erst danach gelang es mir, Luparo mit der goldenen Pistole zu erschießen. Von ihm sind nur noch Knochen übrig.«

Ich schaute auf Bandor. »Luparo hat ihn gebissen«, murmelte ich. »Du kannst dir vorstellen, was das bedeutet, Suko?«

»Er wird ebenfalls zum Werwolf«, antwortete mein Partner mit dumpfer Stimme…

***

Als die Wände, das Zimmer und die Einrichtungsgegenstände um Bill Conolly verschwanden, da wollte der Reporter noch zurück. Er schaffte es nicht. Die anderen Kräfte waren zu stark. Was sie einmal hatten, ließen sie nicht mehr los.

Zuletzt sah Bill noch das entsetzte Gesicht seiner Frau. Er hörte auch ihre verzweifelten Rufe, mit denen sie ihn zurückhalten wollte, warf sich nach links, streckte den Arm aus und wollte in den Teppich greifen, aber da war kein Teppich mehr. Er fühlte etwas anderes zwischen seinen Fingern, etwas Feuchtes, Langes, als wären es die Stengel von Blüten, und gleichzeitig fiel es ihm schwer, Atem zu schöpfen, denn die Luft um ihn herum fühlte sich an wie Wasser.

So schwer, so feucht…

Bill schloß für Sekunden die Augen. Eine wahnsinnige Vermutung schoß durch seinen Kopf, vergleichbar mit einem real gewordenen Alptraum, den er aber nicht wahrhaben wollte.

»Sie können die Augen ruhig wieder öffnen«, hörte er eine dunkle Stimme. »Es ändert sich nichts.«

Bill tat, was man ihm geheißen hatte. Er schaute in ein Gesicht, das er nicht kannte, aber er wußte von John Sinclair die Zusammenhänge, und er flüsterte auch den Namen.

»Professor Chandler…«

»Sehr richtig, mein Lieber, das bin ich.« Das faltige Gesicht verzog sich zu einem Lächeln. »Und Sie sind der Reporter Bill Conolly. Habe ich recht?«

»Ja, das haben Sie.«

»Dann wären ja die Formalitäten erledigt«, sagte der ältere Mann. »Und wir können uns den eigentlichen Tatsachen zuwenden.«

»Die wären?«

Der Professor richtete sich auf. »Machen Sie sich darauf gefaßt, mein

Lieber, daß Sie in einer Zeit leben, die vielleicht eine Million Jahre zurückliegt!«

Bill starrte den Mann an, als käme er von einem anderen Stern. »Und das sagen Sie so einfach?« brachte er mühsam hervor.

»Ja, warum nicht?«

Bill schluckte. Eine Million Jahre? Das konnte man sich überhaupt nicht vorstellen. Diese Zeitspanne war so unvorstellbar lang, daß sich Bills Verstand weigerte, sich näher damit zu befassen. Da hatte es noch keine Menschen gegeben, und die Erde hatte anders ausgesehen, als in der Gegenwart.

Bill Conolly fiel wieder das Südpol-Abenteuer ein. Es lag Jahre zurück und hatte ihn an den Friedhof am Ende der Welt geführt. Da waren sie auch in die Urzeit versetzt worden und hatten sogar die gewaltigen Saurier gesehen und gegen sie gekämpft.[1]

Bill Conolly war zwar kein Historiker, dennoch kannte er sich einigermaßen aus. Er hatte sehr sorgfältig die Veröffentlichungen zahlreicher Wissenschaftler studiert. Jetzt dachte er darüber nach und glaubte, daß er sich in einem Zeitalter des Umschwungs befand.

Damals, für ihn jetzt in der Gegenwart, hatten sich die Alpen gebildet.

Das Klima war gemäßigt gewesen. An den Polen gab es kein Eis, in Europa war es warm. Die Meere waren zum Teil entstanden, und manche Wissenschaftler behaupteten sogar, daß es eine Verbindung zwischen Schottland und Grönland gegeben habe. Wahrscheinlich gabelten sich um die Zeit die beiden Stammbäume von Affen und Menschen, dann mußte irgendwann in dieser Epoche auch der aufrechte Gang entstanden sein.

Die Saurier allerdings waren ausgestorben. Die Säugetiere hatten sich entwickelt, das Mammut, der Höhlenbär, das Ren. Und natürlich die Vögel. Eine Zeit im Umbruch. Sie stand auf der Schwelle zur Gegenwart, denn der Mensch würde damit anfangen, sich zu entwickeln.

Aber hatte es nicht. Bandor gegeben? Er hatte nicht den Eindruck eines Affenmenschen gemacht. Bei ihm mußte es eine andere Entwicklung gegeben haben.

Bill wußte nicht, welche. Vielleicht konnte ihm der Professor helfen, denn er war ein Teil von Bandor und umgekehrt.

Der Reporter wollte Chandler ansprechen, dieser jedoch war nicht in der Lage zu reden. Es lag auf dem Rücken und stöhnte. Seine Hände hielt er gegen den Kopf gepreßt, der Atem drang scharf über die geöffneten Lippen, und der Blick schien in unerreichbare Fernen zu schweifen.

Auch Bill Conolly warf einen Blick in die Höhe.

Er sah einen grauen Nachthimmel, der wie eine mit Sternen übersäte

gewaltige Kuppel erschien und in die Unendlichkeit zu führen schien. Bill dachte daran, daß sich vor einer Million Jahren die letzten Sterne gebildet hatten und wieder wollte es ihm nicht in den Kopf, daß er sich in dieser Urzeit befinden sollte.

In einer Zeit, wo vielleicht schon alte »Völker« gelebt hatten.

Sternenwanderer, die auf der Erde Halt gemacht hatten, um ihre Kämpfe auszutragen.

Vor Aufregung schlug Bills Herz schneller. Er dachte in diesen Augenblicken nicht einmal an zu Hause, zu überraschend war für ihn alles gekommen. Von Berufs wegen mußte er eine gewisse Neugierde mitbringen, und die legte er auch jetzt nicht ab. Wenn er schon in einer Urzeit verschollen war, dann wollte er auch so viele Informationen wie möglich darüber bekommen.

Der Professor war wieder ruhiger geworden. Sein Atem ging jetzt fast normal. Er stöhnte auch nicht mehr, sondern schaute Bill an, der den Blick des Mannes erst bemerkte, als er sich dem Professor zuwandte.

Chandler setzte sich auf. Er schüttelte den Kopf und fragte: »Haben Sie alles kapiert, mein Lieber?«

»Es geht.«

Chandler nickte. »Ja, Mr. Conolly, das ist schon alles sehr, sehr unbegreiflich, dennoch eine Tatsache, die ich durch meine Forschungen herausgefunden habe.«

»Aber wie war das möglich?« Bill stand vor dem Mann und hob die Schultern.

Der Wissenschaftler beugte sich vor, streckte seine Arme aus und umfaßte mit den Händen die Knie. »Was ich Ihnen jetzt sage, hört sich angeberisch an, ist es aber nicht. Es gibt Leute, die haben mich einmal als Genie bezeichnet. Als mathematisches Genie, wohlgemerkt. Mir war es gelungen, die Dimension der Zeit zu begreifen, zu errechnen, was immer Sie wollen. Ich habe mich intensiv mit diesem Problem beschäftigt, und ich merkte, daß es nicht alles war. Verstehen Sie das, Mr. Conolly?«

Bill lächelte. »Ehrlich gesagt, nein.«

Chandler nickte. Ich mache Ihnen auch keinen Vorwurf. Es ist kaum zu begreifen. Da wir jedoch zwangsläufig zusammenbleiben müssen, will ich Ihnen etwas von mir erzählen. Wie ich schon erwähnte, merkte ich, daß die Zeit nicht alles ist und auch andere mathematische Größen waren für mich nur mehr Hilfsmittel. Ich hatte das Gefühl, auf einer Bühne zu stehen, die durch zwei Vorhänge zum Zuschauerraum getrennt ist. Einen Vorhang hatte ich lüften können, der zweite jedoch trennte uns nach wie vor. Wenn ich den ersten Vorhang mit dem Begriff Mathematik umschreiben möchte, so will ich zu dem zweiten ein anderes Wort sagen:

»Magie!«

Bill hatte gesprochen, und der Professor nickte lächelnd. »Sehr richtig, Mr. Conolly Sie haben es genau begriffen. Ja, der zweite Vorhang wurde von mir mit dem Begriff Magie umschrieben. Und ihn mußte ich ebenfalls in die Höhe ziehen.« Tief atmete Chandler ein. »Bei der Mathematik war es mir leicht gefallen. Die Magie jedoch stellte mich vor Probleme. Ich mußte jahrelang forschen. Ich kniete mich mit einer wahren Verbissenheit in das Gebiet hinein und stellte plötzlich fest, daß die Mathematik und die Magie Gemeinsamkeiten besaßen. Magische und mathematische Formeln sind zwar nicht miteinander zu vergleichen, aber die eine Seite kann der anderen Hilfestellung geben. Das hatte ich herausgefunden und ging mit neuem Schwung an meine Arbeit. Ich besorgte mir alte Bücher, interessierte mich auch für die Gestirne, setzte die Erkenntnisse des Mittelalters zu den modernen Forschungen der Mathematik in Relation und sorgte gleichzeitig für magische Beschwörungen, um Dämonen anzulocken.«

»Das haben Sie alles geschafft?« flüsterte Bill.

»Und wie, mein Lieber. Während ich forschte, kristallisierte sich immer deutlicher mein Verhältnis zur Urzeit heraus, bis mir bewußt wurde, daß ich schon einmal in dieser Zeit, in der wir uns jetzt befinden, gelebt hatte.«

»Als Bandor!«

»Richtig, Mr. Conolly.«

»Das genau war der Durchbruch. Ich hatte als Bandor gelebt und wußte, daß Bandor nicht gestorben war. Er mußte also noch existieren.«

»Aber das geht doch nicht«, sagte Bill, »Wenn er als Sie wiedergeboren wurde.«

»Das ist das Problem, hinter das ich noch nicht gekommen bin. Vielleicht eine Trennung der Seelen, eine Wanderung, alles ist möglich, aber was ich Ihnen hier berichtet habe, ist zum größten Teil alles nur Theorie. Wir befinden uns in der Praxis, und die gilt es zu meistern, Mr. Conolly. Dabei müssen Sie mir helfen.«

»Das ist klar.«

Der Professor grinste verschmitzt. »Dann helfen Sie mir mal auf die Beine«, bat er und streckte seinen Arm aus, um Bill die Hand entgegenzurecken.

Der Reporter griff zu. Ächzend stand Chandler auf. »Man merkt das Alter doch«, flüsterte er. »Vielleicht habe ich auch zu lange allein auf meiner Burg gelebt. Wissen Sie, ich mag die Menschen gar nicht mehr. Das war früher anders.«

»Sind Sie enttäuscht worden?«

»Schwer sogar, Mr. Conolly. Man hat mich ausgelacht und als einen Scharlatan bezeichnet. Als Leutefänger, als Wissenschaftler mit

Hirnschaden und noch mehr.«
»Wenn sich jemand mit außergewöhnlichen Dingen beschäftigt, hat er es nie leicht«, sagte der Reporter.
»Das stimmt. Und ich hatte noch Erfolg. In meinen Büchern habe ich es niedergeschrieben.«
»Wer hat Ihnen geglaubt?«
»Vielleicht die wenigen Käufer, die meine Bücher erworben haben.« Der Wissenschaftler schaute Bill an. »Oder haben Sie je von mir gehört, Mr. Conolly?«
»Allerdings.«
»Und?«
Bill hob die Schultern. »Ich habe Ihre Bücher nicht gelesen, das will ich vorausschicken. Ich kenne allerdings eine Frau, die Ihre Werke in ihrem Bücherschrank stehen hat.«
»Sagen Sie mir den Namen. Sollten wir hier je herauskommen, werde ich sie besuchen.«
»Darüber würde sich Mrs. Goldwyn sicherlich freuen.«
»So heißt sie also.«
»Ja, wir nennen sie auch die Horror-Oma. Sie wohnt in London und besitzt unzählige Bücher und viel Material über alle magischen Phänomene. Sie ist wirklich einmalig.«
»Das glaube ich Ihnen gern.« Chandler drehte sich um. »Was nutzt das ganze Theoretisieren. Kümmern wir uns um die Praxis, und die sieht nicht sehr gut aus.«
Da der Professor sich umschaute und auch ein bedenkliches Gesicht zog, stellte Bill die nächste Frage ganz zwangsläufig. »Sagen Sie, Professor, wissen Sie eigentlich nicht, wo wir hier stecken?«
»So ist es.«
»Aber Sie kennen die Zeit doch…«
»Klar, mein Lieber, klar. Die Zeit schon, nur nicht diesen Ort. Wenn ich von meinem Schloß aus in die Vergangenheit geschleudert wurde landete ich auch dort, wo das Schloß immer gestanden hat. Und zwar immer da, wo sich auch Bandor aufhielt. Nun aber sind wir ganz woanders.«
Bill dachte nach, und sein Gesicht hellte sich auf. »Ich weiß, wo wir uns befinden.«
»Sagen Sie es!«
»Daß Sie nicht selbst darauf kommen, Professor, wundert mich. Hier an diesem Fleck hat sich ungefähr eine Million Jahre später ein gewisser Bill Conolly ein Haus gebaut. Wir befinden uns also im London der Urzeit. Ist doch irgendwie irre, nicht wahr.«
Chandler atmete tief ein. »Da haben Sie recht, wirklich. Und wenn mich nicht alles täuscht, hat um diese Zeit die Themse ihr Flußbett und ihre Mündung gefunden. Das gleiche geschah mit dem Rhein.

Wenigstens behaupten dies die Geologen. Jetzt möchte ich Ihre Meinung hören.«

»Ich schließe mich dem Wissenschaftler an«, erwiderte Bill.

»Dann sind wir die ersten Bewohner von London«, fügte der Wissenschaftler noch hinzu und begann zu lachen. Es brach allerdings ab, als Bill Conolly fragte: »Wie kommen wir wieder zurück?«

»Fragen Sie mich was Leichteres.«

»Aber Sie sind doch auch in unserem Haus aufgetaucht«, hielt ihm der Reporter entgegen. »Wie war das möglich?«

»Da ist ein magischer Zeitkanal aktiviert worden.«

»Wahrscheinlich der im Bunker«, murmelte Bill.

»Was sagten Sie?«

Der Reporter winkte ab. »Ach, vergessen Sie es! Wir werden jedenfalls unser Bestes tun. Aber eine andere Frage hätte ich. Haben Sie schon mal etwas von der Wolfsmagie gehört?«

»Ja, gelesen auch. Das heißt, in meinen eigenen Büchern. Ich fand heraus, daß diese Magie noch vor Entstehung der Menschheit bestand. Bevor die Menschen waren, da waren die Wölfe. Ein markanter Satz. Ein Meilenstein in der Welt der Magie. Wir werden ihn genauer untersuchen müssen. Vielleicht finden wir Spuren, die auf die Existenz der Wölfe hindeuten, Mr. Conolly.«

»Sehen Sie sonst noch eine Möglichkeit?«

»Nein.«

»Also suchen wir!« Bill schaute sich um, denn bisher war er noch nicht dazu gekommen, sich die nähere Umgebung einmal genauer anzusehen. Er gab den Geologen recht und konnte ihren Aussagen über die klimatischen Bedingungen der Erde nur zustimmen. Hatten die Wissenschaftler nicht gesagt, daß bis weit in den Norden Europas damals Palmen wuchsen?

Es sah so aus, denn Bill erkannte nicht weit entfernt einen tropischen Wald.

Auch war die Luft anders. Feuchter, wärmer und stickiger. In der Ferne hoben sich vor dem Dunkelgrau des sternenübersäten Himmels seltsame Bergformationen ab, die Bill Conolly als Vulkanberge einstufte.

Er wußte, daß in dieser Zeit eine große Vulkantätigkeit auf der Erde geherrscht hatte. Sie befand sich damals in einem Umbruch, auf dem Sprung in die Gegenwart gewissermaßen, und nicht zuletzt trugen die Vulkane daran die Schuld, daß sich Berge, Täler und ganze Landschaften neu gebildet hatten.

Es hatte Erdbeben gegeben. Gewaltige Flutwellen waren über das Land gekommen und hatten es ins Meer gerissen.

Riesige Wälder waren ebenfalls untergegangen, hatten den Druck der Erdmassen über sich gespürt, und es war im Laufe der ungeheuren

Zeitspanne zu chemischen Reaktionen bei diesen verschwundenen organischen Pflanzen gekommen, so daß sich neue Stoffe bildeten.
Kohle und Erdöl…
Davon zehrten die Menschen noch in Bills Zeit!
Ein Schauer lief über den Rücken des Reporters, als er daran dachte. Er befand sich wirklich in einer Zeit, die für die Gegenwart ungemein wichtig war.
»Was haben Sie?« fragte der Professor.
Bill lächelte schief. »Ich denke über einiges nach.«.
Chandler nickte. »Ja, das kann ich mir vorstellen. Vielleicht sollte man unserem Schöpfer danken, daß wir so etwas erleben können.«
»Möglich.« Bill ging einige Schritte vor. Der Boden war nicht sehr fest.
Eher weich und sumpfig. Noch schliefen die Insekten. Er sah auch keine großen Tiere, aber wenn sich die Dunkelheit neigte und ein Tag begann, würden sie aus ihren Verstecken kommen, wobei Bill gespannt war, wie er reagierte, wenn er plötzlich einem Mammut oder einem Urvogel gegenüberstand.
Sollte er hier jemals wieder herauskommen, würde er einige Berichte verfassen, das nahm sich der Reporter vor. Es war eigentlich egal, wo sie hingingen. Sie hätten auch auf dem Fleck stehenbleiben können, das alles spielte keine Rolle, aber Bill wollte zum Wasser. Der Untergrund wies darauf hin, daß der Fluß, der später einmal den Namen Themse bekommen würde, nicht mehr weit entfernt war. Vielleicht war Bill außer dem Professor der einzige Mensch, der die Themse bei ihrer Geburt gesehen hatte.
Er schlug Chandler dies vor, doch der Professor schüttelte den Kopf.
»Sie können gehen, Mr. Conolly, ich bleibe hier.« Er sprach mit stockender Stimme und hatte auch Mühe, sich auf den Beinen zu halten.
Bill bekam Angst. Rasch lief er hin und stützte den Mann. »Was ist mit Ihnen, Professor?«
»Ich…ich weiß es nicht.«
»Macht Ihnen das Klima zu schaffen?«
»Das ist es eigentlich nicht, wenn ich ehrlich sein soll. Es muß etwas anderes sein.«
»Und was?«
»Wenn ich Ihnen meinen Verdacht erkläre, werden Sie mich für verrückt halten, Mr. Conolly, aber es hängt irgendwie mit der Zukunft zusammen.«
»Das verstehe ich nicht.«
»Bandor!« keuchte der Wissenschaftler. »Es muß mit Bandor zu tun haben. Das fühle ich genau.«
»Und was ist mit ihm?«

Chandler holte keuchend und pfeifend Atem. »Ich…ich weiß es nicht genau, aber ich glaube…ich glaube…er stirbt…«

***

Bandor machte uns Sorgen!

Er lag noch immer auf der Couch im Wohnraum der Conollys. Suko und ich hatten inzwischen ein wenig aufgeräumt, während Sheila neben dem Dämonenjäger saß und besorgt in sein schweißbedecktes Gesicht schaute, das sie hin und wieder mit einem Tuch abtupfte.

Auch wir holten uns Stühle und nahmen in seiner Nähe Platz. Die große Angst war geblieben. Luparo, der Werwolf, hatte Bandor gebissen. Und dieser Biß mußte den Keim gelegt haben, der, wenn er aufblühte, dazu führte, daß Bandor ebenfalls zu einem Werwolf wurde. Wenn dies geschah, blieb uns nur eine Möglichkeit.

Wir mußten ihn töten!

Keiner sprach es aus, ein jeder wußte Bescheid, und ein jeder wußte auch, daß Bandors Tod Chandlers Ende bedeuten konnte und vielleicht auch Bills.

Davor hatten wir am meisten Angst.

Besonders Sheila. Wenn sie sich nicht gerade um Bandor kümmerte, hockte sie steif auf dem Stuhl, hatte den Rücken durchgedrückt und starrte ins Leere. Wir wußten genau, daß sich ihre Gedanken dabei nur um ihren Bill drehten, der irgendwo in einer nicht faßbaren Zeit verschollen war. Zusammen mit dem Professor, auf den wir unsere Hoffnungen setzten, denn er hatte nicht zum erstenmal diese Zeitreise unternommen. Er kannte sich in der Urwelt aus und wußte bestimmt, wie man sich dort behaupten konnte.

Wir kamen uns hilflos vor. Ich hatte schon daran gedacht, wieder zum Bunker zu fahren, um dort die Magie des geheimnisvollen Dreiecks zu aktivieren, aber dann mußte ich Bandor zurücklassen und war nicht dabei, wenn vielleicht etwas Entscheidendes geschah.

Daß Suko ähnlich wie ich dachte, hatte er mir bereits zu verstehen gegeben. Also blieben wir und hofften — so abgeschmackt dies auch klingt — auf ein kleines Wunder.

Aber Wunder sind selten, und ich fragte mich, weshalb gerade wir das Glück haben sollten.

Suko erhob sich. Als er unsere Augen auf sich gerichtet sah, erklärte er den Grund. »Ich hole etwas zu trinken«, sagte er.

»Aber kein Leitungswasser. Ich weiß nicht, ob Bandor es verträgt, denn er ist anderes Wasser gewohnt.«

»Klar.«

»Im Kühlschrank steht Mineralwasser«, sagte Sheila. »Soll ich es holen?«

»Bleib du mal da. Das mache ich schon. Schließlich kenne ich mich

bei euch aus.«

Kaum war Suko aus dem Wohnraum verschwunden, da klingelte das Telefon. Sheila und ich schauten uns an. Sheila hatte das Wort Bill auf den Lippen, sah mein Kopfschütteln und senkte den Blick.

»Ich geh ran«, sagte ich.

Kaum hatte ich mein »Bei Conolly« gesagt, als ich eine bekannte Stimme vernahm. Es war Shao, die wissen wollte, wie es uns ging.

Shao und Suko gehörten zusammen. Wir hatten keine Geheimnisse voreinander, so erklärte ich ihr, was vorgefallen war und in welch einer Klemme wir uns befanden.

»Soll ich kommen?« fragte sie.

Ich bemerkte Suko, der wieder ins Zimmer trat, erwiderte: »Moment mal«, und wandte mich meinem Freund zu. »Es ist Shao. Sie fragt, ob sie vorbeikommen soll?«

»Wenn sie will.« Suko stellte die beiden Flaschen und die Gläser ab, bevor er mir den Hörer aus der Hand nahm und selbst mit seiner Partnerin sprach.

Ich schaute inzwischen zu, wie Sheila einschenkte. Als die Gläser gefüllt waren, hatte auch Suko aufgelegt.

»Kommt sie?« fragte Sheila.

»Ja, sie fühlt sich einsam in ihrer Wohnung. Shao kommt mit dem Taxi.«

Sheila lächelte. »Es tut gut, wenn noch eine Frau in der Nähe ist«, gab sie zu.

Sie sah erschöpft aus. Man merkte ihr an, daß sie Schweres hinter sich hatte, aber sie würde auch noch Schweres vor sich haben, das stand fest. Und es war vielleicht eine gute Hilfe für sie, wenn sie Shao in der Nähe wußte.

Ich wandte mich Bandor zu. Er lag auf dem Rücken. Die Augen hielt er geschlossen. Wir hatten den Verband erneuert. Es drang nicht mehr soviel Blut durch wie beim ersten.

Sheila reichte mir ein Glas. Ich hatte mich neben die Couch gekniet und sprach den Dämonenjäger an, der unsere Sprache nicht beherrschte, aber reagierte, wenn er seinen Namen hörte.

»Bandor«, flüsterte ich. »Bandor, hörst du mich…?«

Er regte sich nicht und gab durch kein Augenzwinkern zu erkennen, daß er mich verstanden hatte.

»Der liegt im Koma«, erklärte Suko.

Ich strich über Bandors Stirn. Die Haut fühlte sich an einigen Stellen kalt und gleichzeitig auch warm an. Ein verwirrendes Spiel der Körpertemperaturen. Mir war klar, daß der Dämonenjäger in diesen Augenblicken Schweres durchmachen mußte. Nahe der Wunde war die Haut wärmer. Dort pochte das Blut. Ich fühlte, wie es unter meinen tastenden Fingern zuckte und sich bewegte.

»Der gehört eigentlich ins Krankenhaus«, stellte Suko fest.

Er traf damit auch meine Absicht. Trotzdem widersprach ich ihm. »Kein Krankenhaus oder Hospital. Stell dir vor, er wird tatsächlich zum Werwolf, und es passiert in einer Klinik, die Folgen möchte ich nicht zu verantworten haben.«

»Und wenn einer von uns immer bei ihm bleibt.«

»Fehlt er vielleicht an anderer Stelle. Hier haben wir schließlich auch noch unsere Chancen.«

»Du rechnest mit einem Auftauchen von Bill?«

Ich nickte. »Sicher.«

Suko nahm einen Schluck Wasser. Auch Sheila trank. Sie hatte unser Gespräch verfolgt, setzte an, um etwas zu sagen, schwieg jedoch und drehte sich um, weil niemand ihre Tränen sehen sollte.

»Es macht sie fertig«, flüsterte Suko, als er gesehen hatte, daß Sheila aus dem Zimmer war.

»Ist es ein Wunder?«

»Nein, das nicht. Wenn wir nun über Bandor an Informationen herankämen. Damit wäre uns viel geholfen.« Ich sprach ihn noch einmal an. »He, Bandor, hörst du mich?«

Der Urmensch rührte sich nicht. Um seine Mundwinkel zuckte es. Dann aber öffnete er die Augen. Zwar nicht ganz, aber er mußte mich sehen können.

»Bandor«, sagte ich drängend, »wir sind es, deine Freunde. Hörst du mich nicht?«

Er bewegte den Mund, als wollte er etwas sagen, brachte aber keinen Ton über die Lippen. Dafür hob er seinen Arm und tastete dorthin, wo sich die Wunde an der Schulter befand. Er wollte mich auf seine Schmerzen aufmerksam machen.

Ich nickte. »Es wird gut«, flüsterte ich. »Es wird alles wieder gut, Bandor. Verstanden?«

»Ja, ja, ich…«

Überrascht zuckte ich zurück. Er hatte etwas gesagt. Auch Suko hatte die Worte vernommen und kam eilig herbei. Er kniete sich neben die Couch, sein Blick war gespannt. Wie auch ich hatte er gehört, daß Bandor mit der Stimme eines anderen sprach.

»Bandor, was ist los?«

»Die Wölfe«, hauchte er, »die Wölfe sind gefährlich. Die andere Welt, die andere Zeit…«

»Wer ist in der anderen Welt?«

»Grausam. Die Schmerzen, ich…ich glaube, daß ich sterben muß. Vorsicht in der Zeit…« Seine Augen zuckten, die Mundwinkel ebenfalls, dann drang ein stöhnender Atemzug über seine Lippen, und er sackte regelrecht zusammen.

Für einen Moment hatte ich Angst, daß er tot wäre, fühlte nach dem

Herzschlag und stellte fest, daß er noch vorhanden war. Zum Glück noch.

»Wir hätten ihn nach Bill fragen sollen«, meinte Suko.

Ich hob die Schultern. »Hinterher ist man immer schlauer. Ob wir eine Antwort bekommen hätten, wäre fraglich gewesen. Ich hoffe, daß er durchhält.«

Suko wechselte auf die andere Seite der Couch und beugte sich über die Wunde. Er wollte sie näher untersuchen. Der Verband zeigte einige rote Stellen. An den Rändern schimmerte das Blut braun.

Mit den Fingern fuhr Suko um die Wunde herum. »Da pocht es unter der Haut. Alles ist warm, fast heiß. Meiner Ansicht nach sieht es böse für ihn aus, John.« Sukos Blick war sehr besorgt.

Ich teilte seine Meinung. Es mußte rasch etwas mit ihm geschehen. Nur wußten wir nicht, was wir machen sollten und wie wir uns richtig verhielten.

Mein Partner ging noch weiter. Er hob an zwei Stellen den Verband ein wenig an, um sich die darunter befindliche Haut anzuschauen. Auch ich konnte einen Blick darauf werfen und erschrak. An den Rändern der Wunde hatte sich die Haut leicht bläulich gefärbt. Das war nicht alles. Als Suko und ich leicht mit unseren Fingerkuppen darüber strichen, spürten wir einen Widerstand.

Die dunkle Färbung rührte nicht allein von der Wunde her, sie besaß auch einen anderen Grund.

Es waren kleine, sehr weiche Haare, die aus der Haut hervorsprossen.

Und Haare verdichteten sich leicht zu einem Fell.

Wir starrten uns an. Jeder dachte das gleiche. Bandor war dabei, sich stufenweise in einen Werwolf zu verwandeln…

***

Bill Conolly wurde leichenblaß, so hart hatten ihn die Worte des Professors getroffen.

»Das ist doch ein Spaß, Professor — oder?« hauchte er.

»Nein, kein Spaß, Mr. Conolly. Ich fühle es, daß Bandor zumindest schwer verletzt ist.«

»Und?«

»Ich glaube kaum, daß er es schaffen kann. Eine andere Zeit, andere Umgebung. Er ist nicht daran gewöhnt. Er kommt aus der Urzeit. Er kann vielleicht die Bedingungen auf der Erde der Gegenwart nicht ertragen. Die Luft ist anders, voller Schadstoffe und Bakterien. Umweltverschmutzung. Wenn ihn vielleicht nichts umbringt, das bestimmt.«

»Sehen Sie nicht zu schwarz?« fragte, der Reporter mit zitternder Stimme.

»Ich hoffe es.«

Bill schluckte. Er wußte nicht, was er noch sagen sollte, sondern schaute den Professor nur an. Dieser focht einen innerlichen Kampf aus. Wenn mit Bandor etwas passiert, konnte das auch an ihm nicht spurlos vorübergehen. Vielleicht blieb er am Leben, aber wie sollte er jemals wieder zurück in seine Zeit kommen?

Chandler hatte den Kopf in den Nacken geworfen. Tief holte er Luft. Sein Gesicht glänzte naß. Die Luft war zu feucht! Bill sah, daß dicke Schwaden herangetrieben wurden. Nebel, vermischt mit den warmen Dämpfen der Vulkane.

»Sollen wir weitergehen?« fragte er.

Der Wissenschaftler nickte. »Uns bleibt keine andere Wahl. Vielleicht erreichen wir einen Platz, wo es sich besser aushalten läßt.« Er drängte sich von Bill weg. »Mir geht es übrigens wieder besser. Es war nur ein vorübergehender Schwächeanfall. Haben Sie Bandor nicht reden hören, Mr. Conolly?«

Bill schaute den Mann überrascht an. »Nein, wie kommen Sie darauf?«

»Er hat doch gesprochen!«

»Bilden Sie sich das nicht ein?«

»Auf keinen Fall. Bandor hat geredet. Und zwar mit Ihren Freunden, Mr. Conolly!«

»Davon ist mir nichts bekannt. Was hat er denn gesagt?«

Chandler hob die Schultern. »Es ist alles so seltsam«, flüsterte er.

»Obwohl ich ihn habe reden hören, weiß ich nicht mehr, welche Worte er gebraucht hat. Er unterhielt sich jedenfalls mit Ihren Freunden. Ich hatte wieder Kontakt, und ich glaubte auch, meine Stimme zu vernehmen.«

»Dann haben Sie mit John und Suko…«

Chandler schüttelte den Kopf. »Nicht ich, Mr. Conolly. Obwohl ich es war. Wenn Bandor überhaupt redet, dann mit meiner Stimme. Aber ich merke kaum etwas davon. Es ist unfaßbar, das weiß ich selbst, doch nehmen wir beide es als eine Tatsache hin. Okay?«

»Was bleibt uns anderes übrig?«

»Eben.«

Nach dieser Antwort standen die beiden Männer ein wenig unschlüssig herum, bis Chandler eine Kopfbewegung machte und zu dem dschungelähnlichen Wald hindeutete. »Kommen Sie, Mr. Conolly, wir werden es schon packen und uns ein wenig umschauen. Schließlich wollen Sie etwas zu schreiben haben, wenn wir wieder in der normalen Zeit sind.« Der Professor lachte. »Dann werden Sie erkennen, daß man auch Sie für einen Spinner hält und Ihnen nichts glaubt.«

»Das kann möglich sein.« Bill bewunderte den Mut des Mannes.

Chandler hatte wieder einen neuen Energiestoß bekommen. Seine

Augen blitzten. So etwas wie Unternehmungsgeist stand darin zu lesen.

Er wollte weitermachen und sich nicht unterkriegen lassen, das allein zählte und war für ihn am besten.

Man würde sehen.

Der Waldrand, der sich als ungleicher und welliger Schatten vor dem tiefgrauen Himmel abhob, schien kaum näher zu rücken. In der Dunkelheit hatte die Entfernung getäuscht, und die beiden Männer brauchten ziemlich lange, um die ersten Ausläufer zu erreichen. Sie merkten es daran, daß sich die Beschaffenheit des Bodens änderte. Sie wurde härter, und Bill rechnete damit, über Vulkangestein zu laufen, auf dem nur eine dünne Moos- und Flechtenschicht wuchs.

Tiere hatten sie bisher nicht gesehen. Aber das Wild schwieg auch nicht.

Sie hörten seltsame und geheimnisvolle Laute.

Manchmal war es ein Schnauben, dann ein böses Knurren oder hämisch klingendes Krächzen.

Alles Geräusche, die Angst machen konnten und denen der Reporter nicht traute.

Es gab natürlich keine Wege, die in den Wald hineinführten. Wenn sie in der Richtung weitergingen, mußten sie sich durch einen Wirrwarr von dichtem, zähen Unterholz schlagen.

»Eine Machete haben wir nicht«, stellte der Professor fest.

Bill entnahm diesen Worten, daß Chandler keine große Lust hatte, sich durch den Dschungel zu schlagen, und auch Bill wollte seine Kräfte nicht unnötig vergeuden.

»Machen Sie einen anderen Vorschlag!« sagte der Reporter.

»Lassen Sie uns parallel zum Waldrand laufen«, meinte der Wissenschaftler.

»Wobei wir vielleicht irgendwann einmal die Ur-Themse sehen«, sagte Bill.

Chandler schüttelte den Kopf. »Was haben Sie immer mit Ihrer Themse, Mr. Conolly?«

»Sie ist schließlich ein Stück Heimat.«

»In der Urzeit?«

»Sicher, Professor. Wer kann schon behaupten, bei ihrer Geburt dabei gewesen zu sein?«

»Mann, Sie haben Humor.«

»Das ist auch das einzige.« Nach diesen Worten blieb auch Bill Conolly nicht mehr länger stehen. Er machte sich auf den Weg, und der Professor folgte ihm.

Schon nach wenigen Metern gerieten sie in eine dichte Qualmwolke.

Zum erstenmal stellten die Männer die Quelle des scharf riechenden Dampfes fest.

Sie befand sich im Boden, und das nach Schwefel und Verbrennung stinkende Zeug drang aus einem Vulkangestein, das sich wie ein kleiner, dunkler Buckel aus der Erde schob.

Sie ließen es rechts liegen und setzten ihren Weg fort. Es war ein beschwerliches Gehen. Bill lief an der Spitze. Er hatte jetzt Zeit und Muße, über sein Schicksal nachzudenken und schüttelte immer wieder den Kopf, wenn er daran dachte, was ihm widerfahren war. Das würde ihm kaum ein Mensch abnehmen, wenn er es erzählte. Bill hoffte, daß er doch einmal dieser verdammten Welt entfliehen konnte. Vielleicht schafften John und Suko diese Zeitbrücke.

Dann fielen ihm wieder die Worte des Professors ein. Chandler hatte von Bandors Tod gesprochen. Davor hatte Bill Conolly die meiste Angst.

Wenn der Urmensch starb, war praktisch die letzte Verbindung zur normalen Gegenwart abgerissen.

Muß ich dann sterben, dachte Bill?

Eigentlich unmöglich. Wenn er in der Urzeit starb, hätte er ja eigentlich in der Zukunft nicht leben dürfen. Oder doch? Konnte man es vielleicht mit dem Tod in einer anderen Dimension vergleichen, der dort ebenfalls eintreten konnte und auch real gewesen wäre?

Fragen, auf die der Reporter so recht keine Antwort fand. Er wollte sich nicht jetzt schon seelisch fertigmachen und versuchte, an das Unwahrscheinliche der Situation nicht mehr zu denken. Nur weitergehen und vielleicht eine Chance finden, daraus setzte sich seine Hoffnung zusammen.

Und so blieb er immer dicht vor dem Professor. Hin und wieder warf Bill einen Blick über die Schulter. Dann grinste ihn Chandler jedesmal an. Es war kein fröhliches Grinsen, eher eine harte Grimasse, die vom Durchhaltewillen des Mannes zeugte.

Ein wenig Hoffnung verband der Reporter auch mit seiner Beretta. Die trug er als einzige Waffe bei sich. Mit geweihten Silberkugeln war sie geladen. John hatte seine Freunde mit diesen Pistolen ausgerüstet, damit sie wenigstens Schutz bei irgendwelchen plötzlichen Angriffen besaßen.

Die hohen Bäume mit den oft seltsamen Kronen, die aussahen wie riesige Nester, wuchsen nicht in einer geraden Linie. Manchmal standen sie vor, bildeten einen kleinen Wald für sich, der wie eine Nase in das Gelände schnitt und von den beiden Männern umrundet werden mußte.

Bisher hatte Bill und der Professor noch keine Tiere gesehen. Begleitet wurde ihr Weg nur von den seltsamen, aus dem Dschungel klingenden Geräuschen.

Manchmal wurde der Rauch so dicht, daß sie kaum etwas sehen und auch nicht atmen konnten. Wenn sie es trotzdem taten, hatten beide

das Gefühl, der Rauch würde ihre Kehlen zerfressen.
Zudem war er heiß, die Luft schmeckte nach ihm, und der Vormarsch wurde immer mühsamer für die beiden.
Schließlich schob sich der Wald in einem rechten Winkel vor ihnen so weit in das offene Gelände hinein, daß ihnen keine andere Wahl blieb, als ihn zu durchqueren.
Chandler lachte leise auf, als er stehenblieb, sich bückte und die Hände gegen seine Oberschenkel schlug. »Es wird wohl ein weiter Weg bis zu Ihrem Fluß sein, Mr. Conolly.«
»Das schätze ich auch.«
»Meiner Ansicht nach ist die Themse in dieser Zeit auch viel breiter gewesen, zu vergleichen mit einem fließenden See, der sich seine Mündung erst noch suchen muß.«
»Sie kennen sich aus.«
»Zwangsläufig.« Chandler schaute in die Runde und strich sein feuchtes Haar zurück. »Fragt sich nur, wie es weitergehen soll. Wir können den Wald umrunden, es würde aber nichts bringen. Deshalb schlage ich vor, daß wir uns trotz allem durchschlagen. Oder haben Sie eine bessere Idee?«
»Da uns kein Hubschrauber zur Verfügung steht, leider nicht«, erwiderte Bill.
Chandler lachte krächzend. »Hubschrauber in der Urzeit. Sie sind wirklich ein Optimist.«
»Das habe ich schon alles erlebt«, erwiderte Conolly und dachte dabei an den Friedhof am Ende der Welt, als er mit dem Hubschrauber in die Urzeit geflogen und von gefährlichen Vögeln angegriffen worden war.
Die Wand vor ihnen wurde größer, als sie die nächsten Meter zurücklegten. Schon erreichten sie die ersten Ausläufer, und sie sahen, wie dicht das Unterholz gewachsen war. Nicht nur sperrige Pflanzen, sondern auch gummiartige Gewächse, die an Lianen erinnerten. Auf dem Boden hatte sich Wasser gesammelt. Tagsüber brannte zwar die Sonne, einige Flecken jedoch ließ sie aus, sie waren vor den heißen Strahlen zu gut geschützt.
Die Männer machten sich auf den Weg, und sie kämpften sich im wahrsten Sinne des Wortes voran. Mit ihren Händen wühlten sie alles zur Seite, was ihnen im Wege stand. Die meisten Zweige und Äste waren biegsam und mit einem Film bedeckt, der naß und klebrig auf der Oberfläche lag.
»Macht keinen Spaß!« keuchte Chandler, der Bill auf dem Fuß folgte.
Der Reporter gab keine Antwort. Er wollte seine Kräfte schonen und wühlte sich weiter.
Nur die ersten paar Meter gestalteten sich als sehr schwierig. Danach wurde es besser. Sie entdeckten zwar keinen Pfad im eigentlichen

Sinne, dafür jedoch einen Wildwechsel, den die Tiere bei ihrer Wanderschaft in den Dschungel geschlagen hatten.

Das wunderte beide.

Bill blieb stehen. »Haben Sie die gleiche Erklärung wie ich, Professor?« fragte er.

»Wahrscheinlich.«

Der Reporter keuchte und wischte den Schweiß aus seinem Gesicht.

»Vielleicht erreichen wir so etwas wie eine Tränke, wenn wir dem Pfad folgen. Einverstanden?«

»Gehen Sie nur weiter, Mr. Conolly.«

Bill kletterte mehr, als er ging, um die quer wachsenden Pflanzen zu überwinden, und er wunderte sich darüber, daß der Wildwechsel nach einer gewissen Zeit breiter wurde.

Der Reporter wurde den Gedanken einfach nicht los, daß der Weg auf ein bestimmtes Ziel zuführte, und das wollte er erreichen. Vielleicht fanden sie Spuren, die ihnen Hoffnung gaben.

Diese Hoffnung sollte schon bald in Erfüllung gehen. Nachdem die beiden Männer eine Kurve hinter sich gelassen hatten, wurden ihre Augen groß. Sie blieben stehen, atmeten keuchend, und die Überraschung verschwand nicht aus ihren Gesichter.

»Träume ich?« flüsterte Chandler.

»Das gleiche wollte ich Sie fragen, Meister«, erwiderte Bill. »Da wir beide es sehen, ist es keine Täuschung.«

Die Männer schauten sprachlos auf das, was vor ihnen lag.

Es war eine Lichtung mitten im Urweltdschungel. Und in deren Mitte stand eine primitive Hütte…

***

Bill Conolly und der Professor hielten sich in einer ziemlich guten Deckung auf. Sie beobachteten erst einmal nur.

Die Hütte ähnelte einem Pfahlbau, wie man ihn bei den ostasiatischen Völkern kannte. Wenn die Menschen dicht am Wasser wohnten, hatten sie solche Pfahlbauten angelegt, um sich vor Überschwemmung zu schützen.

Die Hütte hier stand ebenfalls auf Pfählen, die zwar dünn waren, dennoch die Kraft besaßen, den Bau zu halten. Um auf ihre unterste Plattform zu gelangen die sich als breiter Steg rund um den Bau zog, konnte man eine primitive Leiter benutzen, die vom Boden her schräg auf die Plattform führte.

Das Dach bestand, soweit die beiden Männer erkennen konnten, ebenfalls aus Materialien, die im Dschungel wuchsen. Man hatte Schilf und Moos genommen.

Über der Hütte lag ein feiner grauer Schleier. Ein Beweis, daß der Dampf auch seinen Weg in den tropischen Regenwald gefunden hatte.

Es vergingen Minuten, bis sich die beiden Männer von ihrer Überraschung erholt hatten. Bill Conolly fand als erster die Sprache wieder. »Können Sie mir sagen, wer die Hütte erbaut hat?«

»Nein.«

»Das sieht mir aus, als hätten Menschen ihre Hände mit im Spiel gehabt.«

»Dann wären wir doch nicht die einzigen, die es geschafft haben, in die Urzeit zu gelangen.«

Bill zuckte die Achseln. »Von dieser Voraussetzung können wir zunächst einmal ausgehen. Kein Tier baut sich so einen Unterschlupf. Ich bin wirklich gespannt, was uns noch alles bevorsteht.« Nach diesen Worten nickte der Reporter und bedeutete seinem Partner, sich auf den Weg zu machen.

Beide schritten nebeneinander auf die Hütte zu. Bill war sehr vorsichtig.

Der Professor sah aus den Augenwinkeln, daß sein Begleiter die Pistole zog und sie in der rechten Hand behielt. Er konzentrierte sich auf fremde Geräusche, hörte jedoch nichts, was ihm fremd vorgekommen wäre.

Die Lichtung war ziemlich groß. Vielleicht wurde sie auch laufend erneuert, denn an ihren Rändern breitete sich bereits der Dschungel aus, um auch diesen leeren Flecken zu überwuchern.

Schritt für Schritt näherten sich die beiden ihrem Ziel. Der weiche Boden dämpfte alle Laute. So war nichts zu hören, und Bill blieb als erster vor der Leiter stehen.

Er beugte sich vor und drückte mit der freien Hand auf die Stufen, um ihre Festigkeit zu prüfen. Sein Nicken bewies, daß er mit der Tragfähigkeit zufrieden war.

»Wir könnten es versuchen«, sagte er zu dem Professor. »Aber ich werde vorgehen.«

»Gern.«

Bill stieg die primitive Leiter hoch. Das Holz bog sich unter seinem Gewicht durch, doch die Stufen hielten, und der Reporter gelangte unangefochten auf die Plattform, wo er stehenblieb, sich im Kreise drehte und dem Professor vorschlug, einmal um die Hütte herumzugehen.

Chandler hatte nichts dagegen.

Während seines Kontrollgangs blieb Bill Conolly auf der Plattform. Er hörte nichts, was ihn erschreckt hätte, sah auch nichts Außergewöhnliches, die Geräusche des nächtlichen Dschungels umgaben die Hütte. An sie hatte sich Bill längst gewöhnt.

Als er den Platz vor der Eingangstür erreichte, blieb er überrascht stehen. Chandler war verschwunden!

Bills Blick zuckte nach rechts und links. Von dem Professor sah er

keine Spur, und er rief: »Professor, wo sind Sie?«

»Hier.«

Aus dem Innern der primitiven Dschungelhütte war die Antwort gekommen, und Bill ging geduckt ein wenig vor, um sich durch den schmalen Eingang zu schieben.

Chandler stand mitten im Raum. Es gab nur diesen einen, und er war bis auf ein paar geflochtene Matten so gut wie leer. Nichts wies darauf hin, daß die Hütte von irgend einer Person bewohnt wurde.

»Niemand da!« sagte Chandler und hob die Schultern.

Bill ließ den rechten Arm sinken. Er hielt noch immer die Beretta fest, wobei die Mündung nun zu Boden wies.

»Stecken Sie doch das Schießeisen weg«, forderte ihn Chandler auf. »Es nützt uns nichts.«

»Wie Sie meinen.« Bill ließ die Waffe verschwinden.

Obwohl sie von keinem Gegner angegriffen wurden, traute Bill dem Frieden nicht. Ihm war es zu still, und er hatte das Gefühl, von zahlreichen Augen beobachtet zu werden. Irgendwo lauerte jemand, der nur darauf wartete, daß sie eine Schwäche zeigten.

Candler hatte auf einer der beiden Matten seinen Platz gefunden und die Beine überkreuzt. Seine Stirn war dabei in nachdenkliche Falten gelegt, die Lippen hatte er zusammengepreßt, während er mit einem Tuch Schweiß von der Stirn wischte.

»Und jetzt?« fragte er.

»Warten wir.«

»Auf ein Wunder?«

»So ähnlich.«

Chandler schüttelte den Kopf. »Es will mir nicht in den Schädel, daß jemand die Hütte nur einfach so gebaut hat. Es muß doch einen Grund gegeben haben.«

»Bevor die Menschen waren, da waren die Wölfe«, zitierte der Reporter.

»Denken Sie daran, Professor.«

»Glauben Sie, daß Wölfe die Hütte gebaut haben?«

»Nicht gerade die richtigen Wölfe. Vielleicht mehr unsere Freunde, die Werwölfe.«

»Da habe ich in dieser Zeit noch keine gesehen«, antwortete Chandler. »Tut mir leid.«

»Vielleicht waren Sie nicht an den richtigen Orten.«

»Das kann sein. Ich bin immer über 1000 Meilen entfernt gewesen. In der tiefsten Wachau. Wenn Sie es so sehen, könnten Sie schon recht haben. Dafür habe ich Bandor erlebt und Graax, den Krieger auf der Schlange. Aber der ist inzwischen vernichtet.«

»Haben Sie herausbekommen, welchem Volk er angehörte?« erkundigte sich Bill.

»Nein. Er und seine…«
»Ruhe!« zischte Bill und der Professor verstummte augenblicklich.
Gespannt stand Bill Conolly in der Hüttenmitte. Sein Blick war auf das einzige Fenster gerichtet, das die Hütte aufwies. Es lag an der Breitseite.
»Was haben Sie denn vernommen?« hauchte der Professor.
»Ein Geräusch, das nicht hierher paßt«, erklärte Bill. »Es hörte sich verdammt selten an.«
»Ein Tier?«
»Möglich.«
»Aber Sie denken an etwas anderes.«
Bill nickte, legte seinen Finger auf die Lippen und schlich auf das Fenster zu.
Der Professor blieb auf dem Boden sitzen. Gespannt beobachtete er seinen Partner, der rechts neben der offenen Luke in der Wand stehengeblieben war und einen Blick nach draußen warf.
»Sehen Sie was?« wisperte Chandler.
»Dschungel.«
Chandler lachte nur.
Mehr sah Bill Conolly tatsächlich im Augenblick nicht. Er schaute direkt auf die dunkle, grüne Wand am Rand der Lichtung und versuchte vergeblich, dort irgendwelche Bewegungen zu erkennen. Zwar strich ein leichter Nachtwind durch den Dschungel, glitt auch über die Blätter, ansonsten sah der Reporter nichts Außergewöhnliches, was ihn hätte beunruhigen können.
Er drehte sich wieder um.
»War nichts — oder?«
»Eine Täuschung, Professor — vielleicht.«
Chandlers Gesicht schimmerte in der Dunkelheit seltsam blank.
»Allmählich bekomme ich auch ein ungutes Gefühl. Ich glaube, wir sind nicht allein.«
»Daran denke ich schon eine ganze Weile.«
»Kann ich mir vorstellen.« Chandler stemmte sich wieder in die Höhe und nahm seine Wanderung auf. Dabei schaute er mehr in die Höhe, achtete nicht auf den Boden und stieß mit der Fußspitze so hart gegen die zweite Matte, daß diese verrutschte.
Chandler stolperte noch, und Bill mußte ihn auffangen, sonst wäre der Professor gestürzt.
»Verdammt, bin ich denn blind?«
»Nein, das nicht«, erwiderte Bill, wobei er den Mann losließ, »aber ein blindes Huhn findet auch mal ein Korn. Und Sie haben das Korn gefunden, Meister.«
Chandler fuhr herum. »Wo?«
»Schauen Sie mal!« Bill deutete schräg zu Boden. Durch das

Verrutschen der Matte war ein Teil des Bodens freigelegt worden, und beide sahen die Öffnung, die nur provisorisch durch Zweige abgedeckt worden war.

»Ein Einstieg!« hauchte Chandler.

»Genau.« Bill bückte sich bereits und schleuderte die Zweige und Äste zur Seite. Chandler half ihm. Sehr rasch hatten die beiden Männer den Einstieg freigelegt.

Beide befanden sich in der Hütte und damit auch höher als der normale Erdboden, aber es gab zwischen den Stellen einen Schacht, der die unterschiedliche Höhe regulierte, und dieser Schacht führte tief in die Erde hinein.

»Sagenhaft!« murmelte Chandler. »Damit hätte ich wirklich nicht gerechnet.«

Von Bill Conolly bekam er keine Antwort. Der kniete bereits am Schachtrand und schaute in die Tiefe. Erkennen konnte er nichts, weil die Dunkelheit dort wie eine Mauer lag. Die Tiefe war unauslotbar, und es drang auch kein Geräusch aus ihr hervor.

Bill drehte den Kopf und blickte Chandler von unten her an. »Kann das ein Zeit- oder Dimensionstunnel sein?« fragte er.

»Vielleicht.«

»Man müßte runter.«

Chandler erschrak. »Himmel, dann sind Sie verloren, Mr. Conolly. Nein, bleiben Sie hier.«

»Sind wir nicht auch sonst so gut wie dem Tod geweiht?« stellte Bill die Gegenfrage.

»Aber in dieser Finsternis haben Sie keine Chance. Wer weiß, wohin der Schacht führt. Bei mir im Schloß war es etwas anderes. Ich konnte die Kräfte beherrschen, unter Kontrolle halten, aber hier…«

»Haben Sie Kreide mit?«

»Wieso?«

Bill stand wieder auf. »Ich denke da an gewisse magische Symbole und Zeichen. Wenn wir sie einsetzen, könnte man vielleicht das Geheimnis des Schachts lösen.«

»So eine Art Beschwörung oder Gegenbeschwörung.«

»Ungefähr.«

Chandler kratzte sich an der Stirn. Einen Moment überlegte er, bevor er den Kopf schüttelte. »Nein«, sagte er dann. »Nein, und abermals nein. Das ist mir viel zu riskant. Ich schaufle mir mein eignes Grab, wenn ich so etwas zulasse, glauben Sie mir.«

Bill ließ nicht locker. »Aber Sie haben sich doch damit beschäftigt. Auf Ihrem Schloß, wie hörte…«

»Schon. Da besaß ich auch meine Unterlagen. Bücher, die ich unbedingt für meine Arbeit benötige, Erklärungen, Hilfsmittel. Hier stehe ich mit leeren Händen.«

»Sie haben ihr Gedächtnis«, erklärte Bill.
»Das ist auch alles.«
»Sogar sehr viel. Dieser Schacht, Professor, ist meiner Meinung nach die einzige Chance, die wir im Moment haben. Wir sollten sie nutzen, egal, was noch wird.«
Der Wissenschaftler hatte schon zu einer Gegenantwort angesetzt, als ihm das Wort buchstäblich von den Lippen gerissen wurde, denn draußen war ein Geräusch aufgeklungen, das so gar nicht zu den übrigen passen wollte. Ein seltsames Knurren oder Fauchen, das auch Bill Conolly vernommen hatte. Vor Schreck zuckte er zusammen.
Chandler starrte ihn an. »War es das, was Sie auch vorhin gehört haben«, fragte er flüsternd.
»Darauf deutet alles hin.«
»Und?«
»Wir werden nachsehen und der Quelle des Geräusches auf den Grund gehen«, erklärte Bill. Er lächelte knapp, bevor er ans Fenster eilte und abermals hinausschaute.
Diesmal hielt es Chandler auch nicht auf seinem Platz. Und beide sahen plötzlich, wer das Geräusch verursacht hatte.
Ein unheimliches Wesen. Für Chandler völlig neu. Nicht so für Bill Conolly.
Auf der Lichtung und vor der Hütte stand keine geringere als Lupina, die Königin der Wölfe!

***

Es dauerte Sekunden, bis der Reporter seine Überraschung verdaut hatte. Er zog den Professor auch sofort wieder zurück und drückte ihn dabei so in die Tiefe, daß er von einer Person, die draußen durch das Fenster schaute, nicht mehr gesehen werden konnte. Dabei wisperte er:
»Jetzt können wir uns warm anziehen.«
Chandler hatte eine Gänsehaut bekommen.
»Wie meinen Sie das, Mr. Conolly?«
»Wie ich es sagte. Ich kenne diese verdammte Bestie. Sie ist die Königin der Werwölfe und nennt sich Lupina. Ein verflucht gefährliches Wesen, das keine Rücksicht kennt.« Bill schüttelte den Kopf. »Nur verstehe ich nicht, wie es ihr gelingen konnte, in diese Welt zu kommen. Das bleibt ein Rätsel.«
»Auf jeden Fall ist sie da«, sagte der Professor. »Können wir etwas gegen sie unternehmen?«
»Silberkugeln«, sagte Bill. »Geweihte Silberkugeln töten Werwölfe.«
»Dann schießen Sie doch!« verlangte Chandler.
»Keine Regel ohne Ausnahme. Bei Lupina nutzen die Kugeln nichts. Sie ist mit Orapul, ihrem Sohn, eine magische Verbindung

eingegangen und resistent gegen die Geschosse.«

Die wahren Tatsachen waren dem Reporter leider unbekannt, und auch Chandler wußte nichts davon, daß es Suko gelungen war, Orapul oder Luparo zu töten.

»Und sonst?«

Bill atmete tief ein. »Können wir uns schon auf ein verdammt unangenehmes Sterben vorbereiten«, erklärte der Reporter mit Galgenhumor.

»Sie machen mir Mut, Mann.«

»Ich bin Realist«, sagte Bill und bewegte sich geduckt einen Schritt vor auf das Fenster zur. »Bleiben Sie da hocken!« flüsterte er über die Schulter hinweg. »Ich werde sie mir noch einmal anschauen.«

Chandler nickte.

Bill Conolly hatte sich unter der Fensteröffnung an die Wand gepreßt.

Noch war er von draußen nicht zu sehen. Er schob sich auch sehr vorsichtig in die Höhe und hielt dabei noch einen schrägen Winkel ein.

Schließlich befand er sich dicht am Rand, daß er darüber hinwegpeilen konnte.

Er sah die Königin der Wölfe so, wie er sie kannte. Sie hatte sich nicht vollständig verwandelt, war halb Mensch, halb Bestie. Ihr Kopf gehörte einer schönen Frau, der Körper paßte haargenau zu dem eines Wolfes.

Schönheit und Grauen — sie bildeten bei ihr eine Einheit und waren eine perfekte Verbindung eingegangen. Es war Lupina auch möglich, sich völlig in eine Wölfin zu verwandeln, doch meist lief sie als Menschbestie herum.

Wie auch hier.

Witternd stand sie auf der Lichtung. Den menschlichen Kopf hatte sie in den Nacken geworfen, ihr Gesicht war dem Himmel zugedreht, als wollte sie den durch die Äste schimmernden Mond orakelhaft befragen. Bill Conolly wurde den Eindruck nicht los, daß diese Zeit auch für Lupina Sä etwas wie Neuland war, denn sie bewegte sich nicht sehr sicher, sondern schaute sich immer forschend um, als sie einige Schritte zur Seite machte und sich dabei der primitiven Hütte näherte.

Bill behielt sie weiter im Auge. Lupina gab sich sehr aufmerksam. Sie schaute nach links und rechts, witterte, suchte nach einer Gefahr, und blieb abrupt stehen.

Was hatte sie so plötzlich?

Auch Bill Conolly fühlte die Spannung, die ihn erfaßt hatte. Da stimmte einiges nicht. Es gab etwas an Lupinas Verhalten, das ihn sehr stutzig machte, und auf einmal hörte er ihre Stimme.

»Wo bist du? Komm raus!«

Bill war verwundert. Dieses Gefühl löste das der Spannung ab. Ihm war klar, daß sie mit dieser Frage nicht ihn oder den Professor gemeint hatte, sondern einen anderen, der sich irgendwo in der Nähe herumtreiben mußte. Wer konnte das sein? Bill und sein Begleiter hatten keinen entdeckt, und in der Hütte selbst hielten nur sie sich auf.

»Mit wem redet sie da?« zischelte der Wissenschaftler.

»Keine Ahnung.«

»Verdammt, da muß doch…«

»Seien Sie still, Professor. Es geht weiter.« Bill hatte sich nicht getäuscht, denn nun ließ die Königin der Wölfe die Katze aus dem Sack.

Und die Überraschung traf Bill noch stärker als beim erstenmal.

»Nadine Berger, komm raus, verdammt! Zeig dich endlich! Ich weiß, daß du hier irgendwo steckst. Mach schon!«

Nadine kam nicht. Wenn sie tatsächlich in der Nähe lauerte, hatte sie sich ein gutes Versteck gesucht, und sie würde sich hüten, es grundlos zu verlassen.

Vor Aufregung klopfte Bills Herz schneller. Er lächelte gleichzeitig, denn nie im Leben hätte er damit gerechnet, daß Nadine, die Wölfin, den Weg in diese Zeit finden würde. Da Lupina so direkt von ihr sprach, mußte sie einfach in der Nähe sein.

Bill beobachtete nicht nur die Wölfin, er wandte seinen Blick auch dem Dschungelrand zu, wo die Dunkelheit nistete und ihm wie eine schwarze Wand vorkam. Es war keine Bewegung zu sehen, auch kein Augenpaar, das in der Finsternis leuchtete.

Der Wald blieb verschwiegen.

Lupina sah ein, daß sie mit dieser Taktik keinen Erfolg hatte und wandte sich nun dem eigentlichen Ziel auf der Lichtung zu.

Es war die Hütte!

Sofort drehte sich Bill Conolly und tauchte vom Fenster weg.

Chandler nickte.

Dann warteten die beiden.

Obwohl Lupina sich bemühte, so wenig Geräusche wie möglich zu verursachen, wurde sie doch von den beiden Männern gehört. Sie nahmen genau wahr, wie sie sich der Hütte näherte und vor der Plattform noch einmal stehenblieb.

Bill hatte sich so weit zurückgezogen, daß er mit der Dunkelheit im hinteren Teil der Hütte verschmolz, er den Eingang jedoch als graues Rechteck erkennen konnte.

Zwischen Eingang und ihm befand sich der rätselhafte Schacht, dessen Geheimnis er auch noch ergründen wollte.

Seine Umgebung hatte Bill vergessen. Er dachte nicht mehr an die

Zeit, in der er sich befand. Für ihn zählte einzig und allein die Werwölfin, die zu einer gewaltigen Gefahr geworden war.

Lupina huschte nicht die Leiter hoch. Sie sprang mit einem Satz auf die um die Hütte laufende Plattform und blieb dort stehen. Nicht nahe der Tür, so daß Bill Conolly nicht einmal die Spitze eines Haares von ihr entdecken konnte.

Es vergingen einige Sekunden. Auch Lupina wartete ab, sie wollte nicht so forsch in die Hütte hineinstürmen, schließlich wußte sie nicht, wer noch alles auf sie lauerte.

Deshalb wartete sie…

Bill rührte sich nicht. Der Professor verhielt sich ebenfalls still. Er wußte genau, daß keiner der Männer einen Fehler machen durfte. Taten sie es doch, waren sie verloren.

Dann erschien Lupina!

Bill Conolly hörte das Tappen ihrer Füße. Sehr langsam bewegte sich die Wölfin auf die Tür zu, drückte sich um den Eingang herum und stand plötzlich auf der Schwelle.

Im gleichen Augenblick streckte Bill seinen rechten Arm vor. Egal, was war, er würde schießen.

Trotz der miserablen Lichtverhältnisse hob sich Lupina sehr deutlich vom Boden ab. Wenn Bill feuerte, konnte er sie gar nicht verfehlen.

Der Professor machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Als Bill schießen wollte, fing er an zu schreien…

***

Bandor ging es immer schlechter!

Wir beobachteten ihn mit großer Sorge und konnten erkennen, daß er immer mehr zusammenfiel. Wobei sich die Frage stellte, ob er sich in einen Werwolf verwandeln oder sterben würde. Wir hofften, daß beides nicht geschah.

Inzwischen war auch Shao eingetroffen. Sie hielt sich allerdings nicht im Wohnraum auf, sondern war zu Sheila gegangen. Die beiden Frauen hockten in Bills Arbeitszimmer beisammen, wobei eine der anderen immer wieder Mut zusprach.

Auch mit unserer Gelassenheit war es nicht weit her. Wir hatten große Angst, daß die letzte Verbindung zu Bill Conolly und damit auch zu Professor Chandler abreißen würde.

Normalerweise lag Bandor ruhig da. Nur hin und wieder zuckte er plötzlich in die Höhe, setzte sich aufrecht hin, schrie und schüttelte den Kopf.

Die Schreie waren so laut, daß sie selbst von den Frauen gehört wurden.

Sie stürzten jedesmal aus dem Arbeitszimmer in den Wohnraum, und wir hatten Mühe, sie zu beruhigen.

Ein normaler Mensch wäre nach Luparos Biß schon längst zu einem Werwolf geworden. Nicht Bandor. In ihm mußten andere Abwehrkräfte toben, die den furchtbaren Keim noch zurückhielten.

Wie lange?

Diese Frage schwebte unsichtbar über unseren Köpfen. Irgendwann mußte der Zeitpunkt gekommen sein, wo die Gegenkräfte keine Mittel mehr besaßen.

Dann war es aus!

Wir hatten bereits darüber geredet, wie wir uns verhalten sollten, wenn Bandor tatsächlich zu einer Bestie wurde. Einigung hatten wir nicht erzielen können.

Suko sprach dieses Thema noch einmal an. »Zu seiner und unserer Sicherheit wäre ich dafür, ihm Handschellen anzulegen«, schlug er vor.

»Jetzt?«

»So rasch wie möglich.«

Suko hatte gar nicht mal so unrecht. Handschellen waren wirklich gut.

Damit war das Problem zwar nicht gelöst, aber kleiner geworden.

Wir wollten uns an die Arbeit machen, doch ein Telefonanruf unterbrach uns. Es war Sir James. Mein Freund hob ab, lauschte und legte bereits wenig später wieder auf.

»Was hat es gegeben?«

Suko hob die Schultern. »Sir James wollte wissen, ob wir Fortschritte gemacht haben. Du hast meine Antwort ja gehört. Er hat übrigens noch zwei Einheiten losgeschickt. Die Polizisten halten den Bunker am Klärwerk umstellt.«

»Irgendwelche Ergebnisse?«

»Bisher noch nicht.«

Ich schlug mit der Faust in meine offene Handfläche. »Wäre auch zu schön gewesen.«

Suko hielt die Handschellen bereits zwischen den Fingern. Es waren keine stählernen mehr, sie bestanden seit neuestem aus Kunststoff, der ebenso haltbar war und den ein Gefangener auch nicht mit großer Kraft zerreißen konnte.

Suko nahm sich die Hände vor.

Der Inspektor wandte mir den Rücken zu. Er hatte sich ein wenig über Bandor gebeugt und die Arme erhoben. Ich faßte nach seinem rechten Fuß, hörte das leise Schnacken, als Suko es geschafft hatte, die Ringe um die Gelenke zu drücken, und war zufrieden.

Da geschah es!

Nie im Leben hätte ich mit dieser harten und gezielten Aktion des Ur-Menschen gerechnet, deshalb traf sie mich so überraschend und unvorbereitet.

Er zog seine Beine gedankenschnell an und ließ sie ebenso hart wieder vorschnellen. Ausweichen konnte ich nicht, deshalb mußte ich den Treffer voll nehmen.

Beide Füße stießen in meine Magengrube.

Es war ein Rammstoß, ein Katapult-Hammer, und ich flog zurück, wobei es nichts gab, was mich aufhielt. Zum Glück riß ich nur zwei Gläser um und hatte auch Glück, daß ich neben dem großen Schrank mit dem Glaseinsatz in der Tür gegen die Wand krachte.

Nicht nur vorn spürte ich den Schmerz, auch im Rücken tobte er, denn der Aufprall gegen die Wand hatte mich ziemlich durchgeschüttelt. Ein paarmal riß ich den Mund auf und schnappte nach Luft, dabei konnte ich überhaupt nicht richtig durchatmen, denn ich hatte das Gefühl, als befände sich in Höhe des Brustkastens eine Sperre.

Mir wurde verdammt mulmig. Ich schnappte nach Luft. Es wollte keine mehr in meine Lungen dringen, und mir wurde allmählich grau vor Augen. Dieser Tritt und der Aufprall hatten mich fertiggemacht und so unvorbereitet getroffen, daß ich nicht mehr dazu gekommen war, meine Bauchmuskeln anzuspannen.

Jetzt mußte ich die Folgen tragen.

Die waren schlimm. Ich konnte mich nicht einmal auf den Beinen halten.

In den Knien bekam ich das weiche Gefühl, dann sank ich langsam nach unten, fiel auf den Boden und krümmte mich dort. Um Bandar konnte ich mich nicht mehr kümmern.

Das mußte Suko machen.

Auch der Chinese hatte mit dieser Reaktion unseres Schützlings nicht gerechnet. Er besaß trotzdem noch einen großen Vorteil, denn Bandors Hände waren inzwischen gefesselt.

Trotzdem setzte er auch sie ein.

Zur linken Seite drosch er sie, denn dort stand der Chinese, und auch er nahm den Hieb.

Allerdings war es ihm gelungen, seinen Kopf noch ein wenig zur Seite zu drehen, deshalb streifte ihn der Treffer nur am Hals. Aber Suko mußte zurück.

Diese Chance nutzte Bandor. Plötzlich war von seiner Mattheit und auch von der schweren Verletzung nichts mehr zu spüren. Er jagte von der Couch hoch, torkelte zur Seite, riß die gefesselten Arme in die Höhe und stieß einen markerschütternden Urschrei aus.

Sein Gesicht verzerrte sich dabei so sehr, daß fast nur noch sein weit aufgerissener Mund zu sehen war. Den Kopf hatte er in den Nacken gelegt, und der Schrei stoppte nicht, er nahm nur eine andere Tonlage an. Aus dem schrillen Ruf wurde ein hohes, schauriges Heulen, so wie es auch von Tieren ausgestoßen wurde.

Von Wölfen…

Suko hörte das Heulen, auch ich vernahm es dumpf, während ich leider nichts unternehmen konnte und nach wie vor kampfunfähig am Boden lag. Aber Suko wollte etwas tun.

Er zog diesmal die Beretta!

Im gleichen Augenblick wurde die Tür aufgestoßen. Die beiden Frauen standen auf der Schwelle. Ängstlich schauten sie in den Wohnraum, sahen Bandor, bis Suko sie anfauchte.

»Verschwindet!«

Erschreckt zogen sich Sheila und Shao zurück.

Suko hatte sekundenlang nicht auf Bandor achten können. Als er seinen Blick wieder auf ihn richtete, sah er, wie sich der Ur-Mensch verwandelte.

Aus jedem Flecken seines dunklen Körper sprossen tiefbraune bis schwarze Haare hervor. Dies ging so schnell, daß sich innerhalb einer kurzen Zeitspanne ein Fell bildete.

Luparos Biß trug Früchte. Er hatte letztendlich Bandors Widerstandskraft gebrochen, und auch dessen Kopf wurde nicht verschont, denn im Gesicht wuchs ebenfalls das dichte Fell zu einem regelrechten Pelz, der wie eine Schicht auf seiner Haut lag.

Gleichzeitig veränderte sich auch der Kopf. Er bekam andere Maße. Aus dem Mund wurde eine vorspringende Schnauze, die Stirn bekam mehr Breite, die Augenbrauen wurden ebenso dicht wie das Fell, und auch die normalen Hände waren nicht mehr vorhanden.

Bandor besaß jetzt gefährliche Krallen!

Für einen Moment stand er still. Wie abgeschnitten brach auch das Heulen ab. Er hatte sich jetzt vollständig in eine blutgierige Werwolf-Bestie verwandelt, verharrte auf dem Fleck und starrte Suko, seinen Widersacher, ins Gesicht.

Dann schüttelte er sich, als hätte jemand kaltes Wasser über ihn ausgegossen. Das Beben lief durch seine Gestalt, und einen Moment später versuchte er, seine Kräfte voll einzusetzen.

Er wollte die Fessel sprengen! Sie trotzte aber selbst den Kräften eines Werwolfs, der verzweifelt bemüht war, die Fessel auseinanderzureißen.

Vergeblich.

Auch ich sah ihn. Mittlerweile ging es mir wieder etwas besser, und ich hatte mich hinknien können. Mit der rechten Hand stützte ich mich dabei auf, während ich die linke gegen meinen Magen gepreßt hielt, um das würgende Gefühl ein wenig zurückzuhalten.

Die Bemühungen des Werwolfes fruchteten nichts. Er bekam die Fesseln nicht auseinander, und abermals drang ein unheimlich klingendes Geräusch aus seinem Mund.

Diesmal war es kein Heulen, sondern ein Geräusch bitterer Wut, das

er uns entgegenbrüllte. Ich sah, wie Suko die Beretta anhob. »Nein, Suko, nicht!« krächzte ich. »Erschieß ihn nicht. Vielleicht kann er uns trotzdem auf die Spur bringen.«

»Er wird uns angreifen.«

»Fessele ihm die Füße.«

»Läßt er das zu?«

Ich verzog das Gesicht. »Klar, Alter, wenn du deinen Stab nimmst, packst du die Sache schon.«

»Verflucht, daran habe ich gar nicht gedacht.«

»Dann mal los!« forderte ich ihn auf. »Man wird ja bekanntlich aus Schaden klug.«

Suko schleuderte seine Beretta von der rechten Hand in die linke und zog, kaum daß die rechte Hand leer war, seinen magischen Stab aus der Tasche.

Der Werwolf schaute nur. Er ließ dabei seine Arme fallen, öffnete die Schnauze, als Suko bereits das Wort aller Worte rief.

»Topar!«

Schon erstarrte alles. Der Werwolf rührte sich nicht, und auch ich war in meiner Haltung eingefroren. Bewegen konnte sich allein der Träger des Stabs.

Fünf Sekunden blieben dem Chinesen. Er mußte verdammt schnell sein, wenn ihm etwas gelingen wollte. Suko holte die Fesseln hervor, fiel auf die Knie und hoffte, daß die beiden Ringe auch um die Knöchel der Bestie paßten.

Es klappte!

Kaum war der letzte Verschluß eingerastet, als Suko sich wieder zurückwarf. Das war auch nötig gewesen, denn noch im gleichen Moment konnte sich Bandor wieder bewegen.

Er wollte vor.

Es war ein Schrittchen, mehr nicht. Aber er hatte Schwung hinter seine Aktion gelegt, und diesen Schwung konnte er nicht mehr bremsen.

Zudem hielten ihn die Fesseln an den Knöcheln. Es kam, wie es kommen mußte. Die Bestie stürzte schwer zu Boden.

Einiges zitterte, als Bandor fiel. Sogar das kostbare Geschirr im Glasschrank bewegte sich und tickte ein paarmal gegen die Scheiben.

Zum Glück hielt beides.

Ich war ebenfalls aus meiner Trance erwacht. An, der Wand stützte ich mich ab und zog mich in die Höhe, wobei ich zuschaute, wie Bandor einen Tobsuchtsanfall erlitt.

Er wälzte sich auf dem Boden. Spie Gift, Galle und Geifer. Aus seinem Maul drangen so unartikulierte Laute, wie ich sie noch nie im Leben gehört hatte. Suko mußte während des Anfalls zur Seite gehen, um von dem sich überrollenden Körper nicht getroffen zu werden.

Bandor war wirklich in seinem Element und nicht mehr zu halten. Er versuchte auch, auf die Füße zu kommen, was ihm nicht gelang. Die Fesseln an seinen Füßen sperrten zu stark.

Eine Händelänge kam er hoch, dann krachte er wieder zu Boden und blieb diesmal auf dem Bauch liegen, wobei er aussah, als würde er seine Reißzähne in den Teppich schlagen.

Die Geräusche waren so laut gewesen, daß auch die beiden Frauen sie gehört hatten. Shao und Sheila drückten die Tür auf und blieben wie angewurzelt auf der Schwelle stehen.

»John!« Schluchzend drang das eine Wort aus Sheilas Kehle. »Ist das…ist das Bandor?«

Ich nickte mit verzogenem Gesicht, denn ich litt noch unter den Nachwirkungen des Treffers.

»Und jetzt?«

»Keine Ahnung.«

»Aber was geschieht mit Bill?« Sheila rief es laut, und der Name ihres Mannes schwang durch den Raum als ein zitterndes Echo, doch von uns konnte sie keine Antwort bekommen.

Wir wußten es selbst nicht.

Uns war nur eines klar.

Die Chancen sanken immer mehr.

***

Es war nicht nur ein Schrei, der aus der Kehle des Professors drang, sondern unmenschliche Laute, die sich anhörten wie das verzweifelte Jaulen eines Raubtieres, Bill Conolly bis in die Tiefen seiner Seele erschreckten und auch Lupina aufmerksam werden ließen.

Der Reporter wußte nicht, ob die Werwölfin bisher überhaupt etwas von ihnen bemerkt hatte. Jetzt war es der Fall.

Sie sprang nicht in den Raum, sondern huschte zurück. Genau in dem Augenblick, als Bill Conolly seinen rechten Zeigefinger um den Abzug krümmte.

Er sah noch das fahle Mündungsfeuer, das die nähere Umgebung für den Bruchteil einer Sekunde erhellte, und sie hörten den peitschenden Klang. Vom Einschlag des geweihten Silbergeschosses sah er ebenfalls nichts, und er glaubte fest daran. Lupina nicht getroffen zu haben.

Eine zweite Kugel wollte Bill Conolly nicht riskieren. Er hätte zwar die Wand der Hütte durchschießen können, aber von Lupina sah er keine Spur mehr.

Die Werwölfin war untergetaucht.

Bill geriet in eine Streßsituation. Nicht nur Lupina war wichtig für ihn, auch der Professor. Um ihn wollte sich der Reporter ebenfalls kümmern, er huschte zu ihm hin.

Chandler lag auf dem Boden. Beide Hände hielt er gegen den Magen

gepreßt. Sein Gesicht war zu einer Grimasse verzerrt. Die Angst leuchtete aus seinen Augen, vor seinen Lippen sprühte der Speichel, so daß Bill Furcht vor ihm bekam.

Er faßte den Mann mit beiden Händen an den Schulterseiten und schüttelte ihn durch. »Professor, was ist geschehen, verdammt? Reden Sie doch! Was haben Sie?«

Chandler riß seine Augen auf. Das Gesicht erinnerte den Reporter dabei an eine furchterregende Maske, die von irgendeinem Eingeborenenstamm hätte hergestellt sein können. Sein Atem ging schnell, gleichzeitig auch flach. Bill wurde das Gefühl nicht los, als müßte der Mann vor ihm Höllenqualen durchleiden.

»Reden Sie doch!« schrie der Reporter.

Ein röchelnder Atemzug wehte Bill Conolly entgegen. So tief hatte der andere Luft geholt. Jetzt bewegte er seinen Mund, und Bill versuchte, ihm die Worte von den Lippen abzulesen.

Er verstand auch eins.

Bandor!

»Was ist mit ihm?« fragte der Reporter, und formulierte die nächste Frage sehr deutlich. »Was ist mit Bandor?«

Chandler stützte sich auf die Ellenbogen und brachte mühsam seinen Oberkörper ein Stück in die Höhe. Er atmete schwer, bewegte den Mund und formulierte seine nächsten Worte. »Bandor ist…er ist…o verdammt, er ist…zu einem…«

»Was denn?« schrie Bill. Auch er war nur ein Mensch und hatte Nerven.

Der Reporter wollte nicht so lange auf die Folter gespannt werden.

»Reden Sie endlich!«

Der Blick des Professors brannte in Bills Gesicht. Er fraß sich in dessen Augen fest. »Ein Werwolf!« flüsterte Chandler. »Bandor ist zu einem Werwolf geworden…«

Bill Conolly glaubte, sich verhört zu haben. Er wurde zu einem Denkmal, und die Überraschung auf seinen Gesichtszügen fror allmählich ein. So blieb er auch stehen.

Bandor ein Werwolf!

Es hämmerte hinter seiner Stirn. Immer nur dieser eine verdammte Satz.

Bandor ist ein Werwolf. Man hat ihn zu einer Bestie gemacht. Wie war das möglich? Wie konnte dies geschehen, wo John Sinclair und Suko ihn doch hatten beschützen sollen.

Trotzdem wollte der Reporter es nicht so recht glauben. »Ist…ist das wahr?« fragte er.

Der Professor brach zusammen. Die Arme waren zu schwach, um das Gewicht des Mannes halten zu können. Auf dem Bauch blieb er liegen.

Stoßweise und röchelnd drang der Atem aus seinem Mund. »Es ist

tatsächlich so«, hauchte er. »Werwolf — man hat ihn zu einem Werwolf gemacht.«

Jetzt bückte sich auch Bill. Er fiel sogar auf die Knie und umklammerte die Schultern des Mannes. »Und wer hat dafür gesorgt? Es muß doch einen gegeben haben, der…«

»Ich weiß es nicht.«

»Aber Sie und Bandor sind eine Person!« hielt Bill ihm vor. »Sie müßten es wissen.«

»Diesmal nicht.«

Der Reporter stöhnte auf. Ein bissiges Grinsen verzerrte für einen Moment sein Gesicht, dann nickte er und flüsterte: »Verdammt, ich habe es geahnt. Ich ahnte, daß es so kommen würde. Verflixt noch mal. Reingefallen sind wir…«

»Die anderen haben ihn auch nicht retten können«, flüsterte der Wissenschaftler. »Bandor ist zu stark. Sie kamen nicht gegen ihn an. Glaub mir…«

Obwohl Bill selbst mitten im Dreck steckte, machte er sich Gedanken um seine Freunde. Wieso hatten die es nicht verhindert? Wie war es nur möglich gewesen, daß Bandor so etwas hatte gelingen können? Und wer trug dafür die Verantwortung?

Bill dachte nach. Lange brauchte er nicht zu überlegen. Er hatte Lupina ja selbst gesehen. Für ihn gab es keine andere Lösung. Ja, Lupina konnte sich das auf die Fahne schreiben. Sie und keine andere mußte Bandor angegriffen haben und war dann in diese Welt verschlagen worden.

Bill nickte sich selbst zu, weil er so von seinen Worten überzeugt war.

Dann rutschte er ein Stück zur Seite und stand auf. Er zitterte und atmete schwer. Sein Gesicht glänzte naß, in seinem Innern tobte eine Hölle. Nicht nur er war in eine Falle getappt, auch John und Suko hatten es nicht geschafft.

Diesmal waren die anderen besser und stärker gewesen.

Noch immer umkrampften seine Finger den Griff der Beretta. Sollte alles verloren sein, wollte er sich die letzte Kugel für sich selbst aufsparen.

Aber noch lebte er, und er hatte auch noch ein wenig Hoffnung, denn Lupina war nicht allein in diese Welt gekommen. Es gab da noch jemanden, den sie suchte.

Nadine Berger!

Sie hatte nach ihr geschrien, also mußte sich die Wölfin mit der menschlichen Seele hier irgendwo herumtreiben. Und die wollte der Reporter finden.

Dabei mußte er zwangsläufig die Hütte verlassen. Er warf einen raschen Blick auf den Professor.

Mit Chandler war nicht mehr viel los. Der Mann hatte sich auf den Rücken gedreht, während sein Gesicht die Anstrengung und die Gefühle zeigte, die ihn durchtosten. Er hatte eine Niederlage erlitten, und das wußte er. Die erste. Gestalt war zu einem Werwolf geworden, das hatte auch Bill Conolly inzwischen erkannt, wobei sich dieser die Frage stellte, ob sich das Grauen nicht übertrug.

Wenn Bandor ein Werwolf geworden war, konnte er den Keim auch in Professor Chandler einpflanzen.

Der Reporter wagte kaum daran zu denken. Er schüttelte sich, und es rann ihm den Rücken hinab, während er ein paar Schritte zur Seite ging und am Fenster stehenblieb. Bill schaute hinaus. Er wollte nach Lupina sehen. Daß sie davongekommen war, stand längst fest. Wenn er Glück hatte, konnte er sie vom Fenster aus mit einer schnellen Kugel erwischen.

Das schaffte er nicht. Lupina ließ sich nicht blicken. Entweder lauerte sie im toten Winkel, oder sie hielt sich am Waldrand versteckt.

Bill trat zurück. Der Professor hatte sich wieder aufgerichtet. Er schaute ins Leere, und er schüttelte sich dabei, als würden Fieberschauer über seinen Körper rinnen. Bill wollte etwas sagen, überlegte es sich dann und schritt kurzerhand zur Tür. Es hatte keinen Sinn, hier länger in der Hütte zu hocken. Er mußte die Initiative ergreifen und die Gegner locken, obwohl er sich darüber im klaren war, daß auch ihn eine feindliche Umwelt umgab.

»Wo wollen Sie hin?« Die Stimme des Wissenschaftlers erreichte den Reporter auf der Schwelle.

»Ich sehe mich mal ein wenig um.«

»Allein?«

»Natürlich.«

»Das ist gefährlich. Sie…«

Bill unterbrach den Mann mit einer herrisch wirkenden Handbewegung.

»Bleiben Sie hier, Professor, das ist am besten. Halten Sie sich zurück und rühren Sie sich nicht. Alles andere können Sie mir schon überlassen.«

»Sie…«

Bill hörte nicht mehr hin, sondern schob sich über die Schwelle und blieb auf der Plattform stehen. Dort entdeckte er auch das Kugelloch in der Wand, das sein Geschoß gerissen hatte. Ein Zeichen, daß er Lupina nicht getroffen hatte.

Seine Gegnerin sah er nicht. Sie hatte nahe der Hütte die richtige Deckung gefunden, steckte wahrscheinlich am Rand des Dschungels, aber wo befand sich Nadine Berger?

Bill Conolly war fest davon überzeugt, die Wölfin mit der menschlichen Seele hier irgendwo zu finden. Nicht umsonst hatte

Lupina nach ihr gerufen. Nadine mußte in der Nähe sein.
Sie war Bills Hoffnungsbalken, und der Reporter rief ihren Namen.
Zunächst nur flüsternd.
»Nadine!« zischte er. »Bitte, Nadine, komm her!«
Es rührte sich nichts. So sehr Bill auch den Rand des tropischen Waldes absuchte, er konnte nicht die geringste Spur von der Wölfin entdecken.
Dann steigerte er seine Stimme. Sie wurde zu einem lauten Rufen, und diesmal hallte sie gegen den Waldrand.
»Nadine!«
Bill wartete ab. Er war gespannt. Sein Mund stand offen, die Augen hatte er ein wenig verengt, ein lauernder Ausdruck lag in den Pupillen, und mit der rechten Hand umklammerte er den Griff seiner Beretta.
Sie mußte doch etwas von sich hören lassen. Sie war nicht taub, seine Stimme hatte laut genug geklungen.
Er drehte sich im Kreis. Wenn sie erschien, wollte er sie so rasch wie möglich sehen können.
Dann raschelte es vor ihm!
Sofort konzentrierte sich Bill Conolly auf dieses Geräusch, starrte in Richtung Dschungelrand und entdeckte dort einen Schatten. Keinen aufrecht wandernden, wie Lupina ihn abgegeben hätte, nein, einen kompakten, der auf vier Beinen lief und die Umrisse eines großen Hundekörpers besaß.
Das genau war Nadine Berger!
Nadine, die Wölfin mit der menschlichen Seele und den ebenfalls so menschlich blickenden Augen.
Bill atmete schnell und dennoch flach. Seine Augen glänzten plötzlich.
Auf einmal fühlte er sich nicht mehr so allein, und er begann leise zu lachen.
Es war ein gurrendes Gelächter. Er konnte selbst nichts dafür, aber so löste sich bei ihm die Spannung, und er ging in die Knie, wobei er den linken Arm ausstreckte, um Nadine, die eigentlich hätte in seinem Haus sein sollen, zu locken.
»Komm her, Nadine, komm!«
Die Wölfin rührte sich nicht. Sie stand auf dem Fleck wie eine Statue und schien mit dem Boden verwachsen zu sein. Bill sah nur den dunklen Körper und auch die hellen Augen, die zwar nicht so kalt und grausam leuchteten wie die eines normalen Werwolfs, dennoch gut zu erkennen waren.
Bill verstand die Welt nicht mehr. Er konnte sich nicht erklären, aus welch einem Grund Nadine stehenblieb. Vielleicht war es auch die Umgebung. Zu Hause, in London, da brauchte der Reporter nur mit

dem Finger zu schnippen, dann kam sie. Aber hier rührte sie sich nicht von der Stelle.

Bill bekam das Gefühl, als wäre er für die Wölfin sogar ein Fremder. So schaute sie ihn an. Überhaupt kein Zeichen des Erkennens, gar nichts.

Nur so, als hätten sie sich nie gesehen.

Der Reporter versuchte es noch einmal. Er rief: »Nadine, ich bin es doch. Ich, Bill Conolly. Komm…«

Keine Reaktion.

Tief atmete der Reporter ein. Er war unschlüssig. Was sollte er tun? Die Wölfin zeigte kein Interesse an ihm. Er wußte nicht, was dieses Tier überhaupt hergeführt hatte, aber er wollte es unter allen Umständen erfahren. Deshalb versuchte er es noch einmal.

Diesmal lockte er nicht, sondern ging vor.

Er wunderte sich selbst über seine zögernden Schritte. Er ging so, als wäre Nadine für ihn eine Fremde, und der Reporter steckte voll innerer Abwehr.

Die linke Hand hielt er dabei weiter ausgestreckt. Den rechten Arm hatte er gesenkt, die Mündung der Beretta wies zu Boden.

Auf halber Strecke blieb Bill stehen. Die Wölfin war jetzt besser zu erkennen. Sogar ihr Fell hatte sich gesträubt. Selbst das konnte der Reporter erkennen.

Wieder versuchte er es mit Worten. Er lockte, legte alles in seine Stimme hinein, aber die Wölfin rührte sich nicht. Dennoch reagierte sie. Auf eine Art und Weise allerdings, die dem Reporter völlig fremd war.

Die Wölfin knurrte ihn an.

Es war ein drohendes Geräusch, das dem Reporter da entgegenschwang. So etwas kannte er überhaupt nicht. Noch nie hatte ihn Nadine direkt angefeindet, und überrascht schüttelte er den Kopf.

Sollte hier alles anders sein? War die Wölfin jetzt zu einer Feindin geworden? Lag es vielleicht an der anderen Zeit, der anderen Umwelt und an einer vielleicht vorhandenen Magie, daß sie sich zu dieser außergewöhnlichen Reaktion hinreißen ließ?

Auf diese Frage fand der Reporter keine Antwort, denn auch durch Bewegungen oder andere Reaktionen machte ihm das Tier nicht klar, was es dachte oder wollte.

Nadine Berger blieb feindlich!

Und sie veränderte ihren Standort. Zunächst rann ein Zucken durch ihre Gestalt. Dann schüttelte sie den Kopf und schritt zur Seite. Den Kopf hatte sie dabei nicht nur erhoben, sondern auch gedreht, so daß sie den Reporter nicht aus den Augen ließ. Und auch Bill verfolgte ihren Weg.

Die Wölfin schlug einen Bogen. Sie bewegte sich sehr geschmeidig

voran. Bill hatte das Gefühl, als würden ihre Pfoten den Boden überhaupt nicht berühren.

Das war ein Körper voller Kraft und Zähigkeit. Ein reines Energiebündel aus Muskeln und Sprungfähigkeit.

Bill sah auch den Grund, weshalb sie einen Bogen schlug. Zunächst einmal wollte sie ihm nicht begegnen, und zum zweiten hatte sie sich ein Ziel ausgesucht.

Es war die Hütte!

Um die Wölfin immer im Auge behalten zu können, mußte sich Bill zwangsläufig mitdrehen. Dabei suchte er ebenfalls nach Lupina, denn er glaubte fest daran, daß sich auch die Königin der Wölfe noch in der unmittelbaren Nähe herumtrieb.

Bill fragte sich gleichzeitig nach dem Verhältnis, das zwischen den beiden bestand. In der normalen Welt waren die beiden Todfeinde. Galt das auch hier? Obwohl der Reporter keinen Beweis für seine Annahme hatte, konnte es durchaus anders sein. In der Urzeit war alles verkehrt, denn hier lag die Geburtsstätte der Wolfsmagie.

Nadine Berger war ziemlich dicht an die Plattform herangekommen.

Nach einem mächtigen Sprung stand sie schräg vor der Tür.

Noch einmal drehte sie den Kopf.

Bill Conolly sah die Augen auf sich gerichtet. Sie kamen ihm plötzlich nicht mehr so vor wie sonst. Leuchtete in ihnen nicht das kalte Licht der Feindschaft?

Trotz der Wärme rann über den Rücken des Reporters ein kalter Schauer. Nadine war ihm fremd geworden, und auch sie kümmerte sich nicht mehr um Bill Conolly.

Sie drehte sich, wandte ihm den Rücken zu und verschwand im Innern der primitiven Hütte.

Kaum war sie aus Bills Blickfeld verschwunden, als der Reporter einen Schrei hörte.

Der Professor hatte ihn ausgestoßen, und in Bills Gehirn schrillten augenblicklich die Alarmglocken. Er hatte furchtbare Angst, daß sich Nadine zu einer Bestie entwickeln konnte. Nichts hielt ihn mehr auf dem Fleck. Aus dem Stand startete er und überwand mit langen Sätzen die trennende Distanz.

Bill lief auch nicht die Leiter in die Höhe. Er sprang mit einem Satz auf die Plattform, war an der Tür und huschte mit schußbereiter Waffe hindurch.

Professor Chandler stand dicht am Fenster. Mit dem Rücken preßte er sich gegen die Wand, während er den rechten Arm ausgestreckt hielt und jetzt auf Bill Conolly schaute.

»Was ist geschehen?« fragte der Reporter.

»Die Wölfin!« keuchte der Mann. »Verdammt, sie ist…«

Bill lief näher. »Was ist denn mit ihr? Reden Sie schon, Professor!«

»Im Schacht, Mr. Conolly. Sie ist hereingekommen, lief auf den Schacht zu und verschwand plötzlich darin. Ich…ich konnte überhaupt nichts tun, wirklich nicht…«

***

Bill Conolly erschlaffte. Alles hätte passieren können, nur das nicht. Am liebsten hätte er sich auf den Boden geworfen und wäre eingeschlafen, wobei er hoffte, daß diese schrecklichen Erlebnisse nur zu einem Alptraum gehörten.

Er befand sich in der Urwelt, und es war Nadine Berger, die Wölfin, die innerhalb des Schachts verschwunden war.

»Was…was haben Sie?«

Bill hörte die Frage des Professors und schüttelte den Kopf. »Nichts«, flüsterte er, »gar nichts. Es ist einfach…« Er hob die Schultern. »Na ja, auch ich bin nur ein Mensch, verstehen Sie? Verdammt, ich habe auch Nerven.«

Chandler nickte. Trotzdem blieb er beim Thema. Er traute sich sogar wieder vor, als er fragte: »Was befindet sich im Schacht, Mr. Conolly? Ich wollte nicht hineinschauen, aber das Tier rannte darauf zu und verschwand darin…« Er hob die Schultern, weil er nicht mehr weiter wußte.

Die Sekunden der Depression waren vorüber. Bill Conolly hatte sich wieder gefangen. »Schauen wir doch mal nach«, sagte er und verzog sein Gesicht zu einem optimistischen Lächeln.

»Was wollen Sie?«

»Nachsehen. Sie muß doch einen Grund gehabt haben, dort hineinzuspringen. Vielleicht können wir ihn finden.«

»Nein, Mr. Conolly, ohne mich.«

»All right, Professor, bleiben Sie eben dort stehen.«

»Es ist gefährlich«, warnte der Mann. »Das weiß ich selbst. Aber sollen wir hier herumstehen und gar nichts tun?« Darauf wußte der Wissenschaftler keine Antwort, und so schaute er zu, wie Bill Conolly sich mit vorsichtigen und kleinen Schritten dem Schachtrand näherte.

Er blieb so dicht davor stehen, daß seine Schuhspitzen den Rand berührten. Dann senkte er den Blick.

Chandler hielt es nicht mehr aus. Die Spannung ließ ihn fast zerplatzen.

»Was…was sehen Sie da?«

Bill Conolly gab keine Antwort. Als er das erste Mal in den Schacht geschaut hatte, hatte er nichts entdeckt. Nun aber zeigte sich etwas.

Ein Gesicht!

Nein, eine Fratze. Sie gehörte einem Wolf. Einem Urwolf, einem gefährlichen Tier.

Grausam und erbarmungslos.

Es war Fenris, der Götterwolf, und Luparos Vater!

***

Bandor machte uns Schwierigkeiten. Es war klar, daß er, wo er jetzt zu einem Werwolf geworden war, nicht ruhig liegenbleiben konnte. Er reagierte ja nicht mehr so wie ein Mensch, schließlich war sein Blut ein anderes geworden. In seinen Adern floß jetzt der magische Lebenssaft aller Schwarzblütler, und normalerweise hätten wir ihn töten müssen, aber wir brachten es nicht übers Herz. Vielleicht war noch etwas zu retten, wobei sich unsere Hoffnung auf die Doppelexistenz bei ihm gründete.

Bandor wälzte sich von einer Seite zur anderen. Oft hob er seine gefesselten Arme, streckte sie uns wie bittend entgegen, doch wir dachten gar nicht daran, die Handschellen zu lösen. Sie waren sicher, und auch an den Knöcheln umklammerten ihn die Ringe.

Ab und zu bekam er einen Anfall. Dann wälzte er sich von einer Seite auf die andere, tobte und fauchte. Manchmal schäumte auch gelblicher Geifer vor seinem Mund, und seine Raubtierzähne kamen uns vor wie kleine Messer.

Er war schon fast durch das Zimmer gerollt, aber es war ihm nie gelungen, auf die Beine zu kommen.

Shao und Sheila waren auch geblieben. Sie beobachteten unseren Gefangenen mit skeptischen und ängstlichen Blicken, einen Kommentar gaben sie dabei nicht ab. Der stand in ihren schreckensbleichen Gesichtern zu lesen.

Wir wußten nicht, was wir noch unternehmen sollten. In diesem Falle kamen wir uns wirklich hilflos vor. Es gab keinen Punkt; an dem wir ansetzen konnten, uns blieb allein die Chance zu warten, daß irgend etwas geschah und sich die Lage zu unseren Gunsten veränderte.

Abermals begann der Wolf mit seiner Wanderung. Er rollte sich ein paarmal um die eigene Achse, ließ auch eine gewisse Strecke hinter sich, und jeder von uns sah, daß dieses Rollen nur das Vorspiel zu einem Anlauf gewesen war.

Er hatte Kraft gebraucht, und die setzte er ein.

Plötzlich schnellte er hoch und schaffte es sogar bei seinem ersten Versuch.

Ich hörte Shaos erschreckten Ruf, auch Sheila verhielt sich nicht still und jagte aus dem Sessel hoch.

Der Zufall wollte es, daß ich günstiger als mein Freund Suko saß, so war ich als erster bei ihm. Genau in dem Augenblick, als er sich umdrehte, wobei er die gefesselten Arme gehoben hatte, um sie nach unten sausen zu lassen.

Ich sollte das Ziel sein.

Der Hieb kam auch. Nur hatte ich damit längst gerechnet, tauchte zur Seite und schlug selbst zu.

Meine Faust traf das Fell irgendwo in der Körpermitte. Es war ein guter Treffer. Durch die Fesselung konnte sich die Bestie nicht auf den Beinen halten und krachte schwer auf den Rücken. Sie überstand diesen Fall, fauchte und knurrte uns wütend an.

Ich schüttelte mich. »So nicht, mein Freund«, sagte ich, obwohl er nichts verstand. Dafür rollte er wieder auf dem Boden umher, und Suko war es schließlich leid.

Mein Partner stürzte sich auf den Wolf, wuchtete mit seinem schweren Körper den anderen am Boden fest und drückte ihm gleichzeitig die Mündung der Beretta zwischen die Augen.

Auch mich hatte Suko mit dieser Aktion überrascht. Ich wußte nicht, was er vorhatte, hörte jedoch seinen Schrei. »John, nimm die Kreide, wir müssen ihn festkriegen!«

Die Idee war gut. Zwar verschmutzte ich damit den Teppich der Conollys, aber das spielte in diesem Fall nur die geringste Rolle.

Bandor ahnte, was ihm blühte, wenn er sich jetzt noch unkontrolliert bewegte. Er schielte auf die Waffenmündung, rührte sich aber nicht, und mir gelang es, die Kreide einzusetzen. Um seinen Körper herum malte ich ein großes Oval, eine Barriere, die er, so hofften wir, nicht durchdringen würde.

Es dauerte nur wenige Sekunden, dann hatte ich meine Arbeit beendet.

Als ich auf die Füße schnellte, kam auch Suko hoch. Er stieß keuchend die Luft aus und nickte. »Das war's wohl«, sagte er.

»Und wie!« Ich grinste.

»Was machen wir jetzt?«

»Zusehen, ob er es schafft!«

Natürlich wollte Bandor es versuchen. Er lag noch einige Sekunden still.

Anscheinend dachte er darüber nach, ob es Zweck hatte, noch einmal die Kräfte einzusetzen, dann rollte er sich auf die linke Seite und kam gefährlich nah an die magische Grenze.

Er berührte sie.

Im nächsten Augenblick zitterte sein gellender Schrei durch das Haus und dröhnte in unseren Ohren. Aber Bandor war gebannt. Er schaffte es nicht, die Grenze zu überschreiten, und wir konnten zufrieden sein. So hatten wir einen »ruhigen« Werwolf bekommen.

Auch die Frauen atmeten auf.

Bandor aber wimmerte. Er hatte etwas abbekommen, denn als er sich wieder von der Grenze wegdrehte, war da, wo er die magische Linie berührt hatte, sein Fell verbrannt.

Dort sah es nicht mehr schwarz aus, sondern grau und stumpf. Zum

Teil war es auch verschwunden, so daß auf der dunklen Haut ein rötlich schimmernder Fleck zurückgeblieben war.

Er hatte sich diese Verletzung selbst zuzuschreiben, aber wer sollte ihm schon raten? Und konnte man einem Werwolf überhaupt einen Rat geben? Nein, so eine Bestie reagiert nur auf Druck.

»Und jetzt?«

Suko hatte die Frage gestellt. Sie war berechtigt. Niemand von uns wußte eine Antwort.

Ich hob die Schultern. »Suko, ich weiß es nicht. Tut mir leid. Vielleicht hätte uns Nadine etwas sagen können, aber sie ist weit weg. Verschwunden, falls sie überhaupt noch lebt.«

Als ich dies sagte, wurde Sheila blaß. »Du…du hast doch keine Beweise dafür«, flüsterte sie.

»Das stimmt. Es war nur eine Vermutung, meine Liebe.«

»Denkst du auch an Bill?«

Ich konnte Sheila und ihre Frage sehr gut verstehen. Natürlich dachte ich an ihn, und ich hoffte sehr stark, daß er noch lebte. Das sagte ich Sheila auch.

Sie runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf. Dabei öffnete sie den Mund, um etwas zu sagen, aber sie brachte keinen Laut hervor. Ihre Stimme erstickte.

»Solange wir keine Nachricht von seinem Tod erhalten haben, besteht noch Hoffnung«, stand Suko mir bei.

»Sei doch ruhig«, sagte Shao.

»Wieso? Ich…«

»Du machst sie nur noch deprimierter.«

Suko hob die Schultern und schwieg. Da sich der Werwolf ebenfalls nicht rührte, breitete sich Stille innerhalb des Raumes aus. Es war eine Streßlage. Wir hockten hier und konnten nichts tun, waren hilflos, denn die Ereignisse, auf die es ankam, liefen außerhalb unserer Kontrolle und unseres Wirkungsbereiches ab. Wir konnten uns nur als Zuschauer oder Statisten bezeichnen.

So etwas hatte uns noch nie gelegen. Zu wissen, daß ein Freund in Gefahr schwebte und man selbst nichts tun konnte, war fast unbeschreiblich. Ich wußte nicht, was ich noch alles unternehmen sollte, um das Steuer herumzureißen.

»Wenn er sich wenigstens melden würde«, flüsterte Sheila.

Wie sollte er denn? dachte ich. Wo Dimensionen und Zeiträume zwischen uns lagen. Nein, dieser Wunsch würde für Sheila wohl kaum in Erfüllung gehen. Ihr Mann blieb erst einmal verschollen.

»Ob wir nicht doch zum Bunker fahren sollen?« schlug mein Freund Suko vor. »Und was machen wir mit Bandor?«

»Wir können ihn ja mitnehmen.«

Im Prinzip war der Vorschlag nicht schlecht. Innerhalb des Bunkers

befand sich ein uraltes magisches Zentrum.

Vielleicht konnten wir die Magie verstärken, so daß sie uns eine Antwort auf alle die ungelösten Probleme gab.

»Wenn ihr fahrt, gehe ich mit«, erklärte Sheila mit entschlossener Stimme. »Ich will mir hinterher keine Vorwürfe machen, nicht alles getan zu haben, um Bill wieder zurückzuholen.«

Konnten wir ihr das verweigern? Kaum. Dennoch hatte ich Einwände.

»Denkst du auch an Johnny?«

»Shao wird auf ihn achten. Als wir allein waren, haben wir darüber schon gesprochen.«

Da Shaos Name gefallen war, nickte die Chinesin zur Bekräftigung der Worte.

Ich schaute Suko an. »Was meinst du?«

»Gut, wir versuchen es.« Der Inspektor stand auf. Einen skeptischen Blick warf er auf Bandor. »Der wird trotz seiner Fesseln toben. Wir müssen mit einer verdammt ungemütlichen Fahrt rechnen.« Was er da sagte, war noch leicht untertrieben, vielleicht wurde es eine regelrechte Hölle für uns.

»Zurücklassen können wir ihn auch nicht«, sagte ich leise. »Er wird uns bestimmt helfen können, ob er nun will oder nicht. Es ist schwer, Alter, weißt du das?«

»Sicher.«

»John, Suko! Worauf wartet ihr denn noch?« Sheilas Stimme klang drängend. Sie wollte endlich Fortschritte sehen, aber es sollte alles ganz anders kommen.

Schuld daran trug ein kleiner Junge, dessen Schritte wir plötzlich hörten.

Auch Sheila hatte sie vernommen. Sie fuhr herum und riß die Tür auf.

Johnny erschrak über die heftige Bewegung. Er schaute zu seiner Mutter hoch. Wir alle sahen sein blasses Gesicht. Er sah seltsamerweise gar nicht verschlafen aus, zwinkerte nur mit den Augen und wollte reden, doch Sheila schnitt ihm das Wort ab.

»Bitte, Johnny, geh wieder ins Bett!«

»Mummy, ich kann nicht schlafen.«

»Du mußt aber.«

»Nein, Mummy, das ist so komisch.«

Ich hatte Verdacht geschöpft und ging ein wenig näher an die beiden heran. »Was ist so komisch, Johnny?«

Er lachte, als er mich sah. »Onkel John, da spricht jemand mit mir.«

Ehrlich ließ mir nichts anmerken, obwohl der Satz in meinem Gehirn eine Alarmklingel hatte schrillen lassen. »Ist einer in dein Zimmer gekommen? Das kann ich nicht glauben, wir haben niemanden

gesehen.«
»Da ist auch keiner.«
»Und trotzdem spricht jemand mit dir?«
»Ja.«
»Wer denn?«
Der Kleine hob die Schultern. »Weiß ich nicht, Onkel John. Es ist aber kein Mann, das habe ich herausgehört.«
»Hast du denn Angst vor der Stimme.«
Johnny schüttelte den Kopf.
Wir Erwachsenen schauten uns an. Stellte sich die Frage, ob Johnny es sich eingebildet hatte oder ob er die Wahrheit sprach. An Überraschungen waren wir gewohnt, bei unseren Fällen gab es das Wort unmöglich schon gar nicht mehr.
»Sollen wir mal mitgehen?« fragte ich.
»Ja, Onkel John, das ist gut. Dann kannst du der Frau sagen, daß sie mich endlich schlafen lassen soll.«
»Du, das werde ich auch.«
Bisher hatte Johnny den Werwolf nicht sehen können, weil Suko so stand, daß er Johnnys Sicht auf den Körper verdeckte. Ich legte meine Hand auf die Schulter des Jungen und drehte ihn herum. Sheila warf mir einen scharfen Blick zu, stellte jedoch keine Fragen, sondern ging schweigend mit. Shao schloß sich ihr an, während Suko den Schluß machte, die Tür anlehnte, aber nicht zudrückte.
»Glaubst du mir denn, Onkel John?« plapperte Johnny. »Ich habe die Stimme wirklich gehört.«
»Wären wir sonst mit dir gegangen?«
»Stimmt auch wieder.«
Johnny wollte es jetzt wissen. Er war schneller und zog mich an der Hand. Endlich konnte er uns, den Erwachsenen, etwas beweisen, und das machte ihn stolz.
Wir erreichten die Tür, die Johnny nicht geschlossen hatte. Ich drückte sie bis zum Anschlag auf, und gemeinsam betraten wir das Kinderzimmer, wobei der Junge nach wie vor meine Hand hielt.
Es sah aus wie immer. Da hatte sich nichts verändert. Die hellen, mit Spielzeug gefüllten Regale an den Wänden, das dazu passende Bett, die Holzkisten mit den Bausteinen auf der Erde und auch mit Autos vollgestopften Waschmitteltonnen.
Völlig normal.
Die anderen hatten ebenfalls die Schwelle übertreten, blieben stehen, schauten sich um und wunderten sich.
»Jetzt ist die Stimme nicht mehr da«, flüsterte Johnny.
Seine Mutter frage: »Hast du dich wirklich nicht geirrt, mein Kleiner?«
»Nein, Mummy, ich…«

»Seid mal ruhig!« zischte Suko, und Johnny verschluckte sich fast, weil er nicht mehr weitersprach.

Da wir alle schwiegen und es sehr still war, konnten wir die Stimme besonders deutlich hören.

Sie gehörte tatsächlich einer Frau. Und wir alle kannten sie.

Nadine Berger!

***

Bill Conolly stand vor dem geheimnisvollen Schacht, schaute in die Tiefe, sah das schreckliche Gesicht und wußte nicht, was er machen sollte.

Fenris der Götterwolf!

Zum erstenmal überhaupt begegnete er ihm persönlich. Bisher hatte er nur von seinem Freund John Sinclair davon erfahren, daß es ihn überhaupt gibt, aber John hatte diesen Ur-Wolf so exakt beschrieben, daß es für Bill keine andere Möglichkeit gab.

Das Gesicht mußte zu Fenris gehören!

Noch bevor die Menschen waren, da waren die Wölfe! Daran mußte Bill wieder denken, als er das häßliche entstellte Gesicht sah und sich vor Grauen schüttelte. Obwohl der Schacht eng und an seinen Rändern begrenzt war, erkannte Bill das sehr breite Gesicht in all seiner Scheußlichkeit. Er schüttelte sich, als er in die lodernden Augen schaute, die häßliche Schnauze sah und das gebleckte, gefährliche Gebiß.

Von ihm also stammten sie ab.

Und nicht zum erstenmal hatte Fenris in das Geschehen mit eingegriffen.

Auf seine Initiative ging es zurück, daß Nadine Bergers Seele nach ihrem Tod in den Körper eines Wolfs gefahren war. Fenris hatte Rache nehmen wollen, aber sie war nicht ganz gelungen, denn Nadine stand nach wie vor auf der Seite der Menschen, auch wenn sie ein Tier war.

Aber stand sie das jetzt auch noch?

Bill zweifelte, denn er brauchte nur an ihre letzten Reaktionen zu denken, um nicht mehr so überrascht zu sein wie früher. Nein, da hatte sich etwas verändert.

»Was sehen Sie?« hörte er hinter sich die zitternde Stimme des Professors.

»Nichts!«

Das war nicht gelogen, denn plötzlich konnte Bill das Gesicht des Fenris nicht mehr erkennen. Es war hinabgetaucht in eine unergründliche Schwärze und Düsternis.

Allerdings glaubte er, an seinem Gesicht etwas Kaltes zu spüren, als hätte ein Hauch ihn gestreift. Bill achtete nicht darauf, bis er den Professor stöhnen hörte und auch die folgenden Worte vernahm.

»Verdammt, ich werde noch verrückt. Ich drehe durch. Mr. Conolly, schauen Sie!«
Erst jetzt drehte sich der Reporter um. Er tat es noch ein wenig schwerfällig, wurde aber schneller in der Bewegung, als er schräg vor sich etwas in der Luft sah, das sich um so deutlicher hervorkristallisierte, je mehr Bill herumschwang.
Über dem Boden schwebte die Gestalt einer Frau!
Und es war keine geringere als Nadine Berger!

***

Bill hätte lachen und weinen können. Beides wäre passend für seinen Zustand gewesen, aber er tat nichts dergleichen, sondern stand mit offenem Mund da und staunte.
Was er sah, schien einem 3-D-Film entsprungen zu sein, aber Bill wußte genau, daß er sich nicht täuschte. Es war kein Trugbild, er erlebte auch keinen Film, sondern befand sich in der Wirklichkeit, wenn auch eine Million Jahre zurück.
Vor ihm schwebte Nadine Berger. Oder war es ihr Geist?
Bill glaubte an das letztere. Obwohl Nadine so aussah, wie er sie zu Lebzeiten gekannt hatte, wirkte ihre Haut doch sehr blaß, auch ein wenig durchscheinend. Vergleichbar etwa mit der eines Gespenstes, das hin und wieder einsamen Schloßbesuchern begegnet und sie erschrickt.
Alles andere aber stimmte an ihr. Da waren die rötlich schimmernden Haare, die wie eine große Fahne ihren Kopf umwehten. Sie trug ein weißes langes Kleid, und Bill glaubte, ihr letztes Kleidungsstück, das Leichenhemd, zu sehen.
Die Arme hatte Nadine ausgebreitet, als wäre sie bereit, den Reporter zu umfangen.
»Nadine…« Der Name rutsche ihm über die Lippen, ohne daß er es eigentlich wollte.
Bill erntete ein Lächeln. Angesprochen wurde er von der Erscheinung nicht, und so stand er unbeweglich und starrte auf die vor ihm schwebende Frau.
Bill dachte daran, daß auch John Sinclair bereits einmal ihren Geisterkörper gesehen hatte. In der Türkei, als es um Clarissas Totenopfer ging, und Nadine erschienen war.
Aber was hatte das mit diesem Fall zu tun? Wie kam es, daß sich Wolf und Mensch trennen konnten?
Bill hatte keine Lösung parat, dennoch hoffte er, von Nadine mehr zu erfahren. Vielleicht konnte sie sogar sprechen. Bill drückte sich und ihr jedenfalls beide Daumen.
»Hörst du mich, Nadine?« flüsterte er.
Der Reporter zuckte zusammen, als er die Antwort bekam. Nie hätte

er damit gerechnet, denn Nadine sprach mit ihrer ureigensten Stimme. Aus allen vier Richtungen wehte sie förmlich auf Bill Conolly zu, so daß er sie wie einen Quadraklang empfing. Er warf auch einen raschen Blick auf den Professor.

Der stand da und schüttelte den Kopf, weil er nicht begreifen und fassen konnte. Er selbst hatte sich mit der Magie beschäftigt, dies hier ging jedoch über seinen Verstand, und es war eigentlich auch nur eine Zwiesprache zwischen Bill und Nadine.

»Ich kann dich gut verstehen, Bill«, drang es leise und trotzdem hallend an seine Ohren. »Und ich weiß auch, daß du in einer Welt gefangen bist, die weit zurückliegt.«

»Da sagst du was. Wie komme ich hier raus? Ich will zu Sheila und zu Johnny, den du doch so…«

»Ich weiß Bill Conolly, ich weiß. Vielleicht ist es auch alles meine Schuld, daß es so gekommen ist.«

»Wieso?«

Über das bleiche Gesicht zuckte ein Lächeln, bevor Nadine die nächste Antwort gab. »Das mußt du verstehen, Bill, auch ich wollte raus aus dieser Klemme, und ich suchte verzweifelt nach einer Möglichkeit, es zu schaffen.«

»Hast du es denn?«

»Bis jetzt nicht. Ich habe nur einen Teilerfolg errungen. Mein Geist löste sich vom Körper. Ich kann die Seele also trennen. Mehr ist mir noch nicht gelungen. Und die Schuld für diesen Zustand gebe ich nur einem einzigen.«

»Fenris!« zischte Bill.

»Ja, du hast recht. Er ist es, der mich in diese schlimme Lage gebracht hat, und er soll mich auch wieder herausholen.«

Bills Gesicht verzog sich. »Geht das denn?« fragte er. »Du darfst nicht vergessen, daß du eigentlich tot bist und…«

»Ich mußte eben alles versuchen, und ich wollte in das Zentrum der Wolfsmagie. Da bin ich.«

In diesen so einfach gesprochenen Worten steckte eine ungeheure Brisanz, die der Reporter sehr wohl begriff. Dennoch wollte er wissen, wie es Nadine gelungen war, und er stellte die diesbezügliche Frage.

Er vernahm ein trauriges Lachen, bevor die Antwort aufklang. »Es war natürlich nicht einfach!« schallte es ihm entgegen. »Ich habe lange Zeit danach suchen müssen. Mit der Entdeckung des Dämonenjägers Bandor und dem alten Bunker sowie Lupinas Auftauchen war die Spur plötzlich heiß geworden. Ich wußte sehr genau, daß sich etwas ereignen würde und täuschte mich nicht. Lupina und Bandor aktivierten die alte Magie, und die Werwölfin, die ihren Sohn verloren hat, sprang zurück in die Urzeit der Erde, um sich hier Rat zu holen. Mir gelang es, ihr auf den Fersen zu bleiben und sie

zu begleiten.«

Obwohl sie weiterreden wollte, unterbrach der Reporter sie. Denn er hatte etwas vernommen, das ihn fast umgehauen hätte. »Was sagtest du, Nadine? Luparo lebt nicht mehr?«

»Nein, er ist tot.«

Bills Augen wurden groß. »Wie kann das sein? Wer hat ihn getötet, und weshalb lebt Lupina noch.«

»So wie mich die alte Magie in Geistkörper und Tier trennte, so hat sie auch Lupina von ihrem Sohn getrennt. Aus einer Person wurden wieder zwei. Die Doppelexistenz gibt es nicht mehr. Dein Freund Suko hat Luparo getötet. Er vernichtete ihn mit einer goldenen Pistole, und Lupina steckt voller Rachegefühle. Sie will nicht nur Suko töten, sondern sich auch an demjenigen schandlos halten, der dies eigentlich zu verantworten hat, denn erst durch ihn ist es zur Trennung gekommen.«

»Sprichst du von Fenris?« fragte Bill.

»Genau.«

Der Reporter schüttelte den Kopf. »An ihn kommst sie nicht heran«, flüsterte er. »Er ist zu mächtig. Sie wird sich dabei ihr Raubtiergebiß ausbeißen…«

»Das alles habe ich ihr bereits gesagt«, erklärte Nadine. »Aber sie will mir nicht glauben. Mir ist es egal. Mit diesem Problem muß sie selbst fertig werden.«

So betrachtet, hatte Nadine natürlich recht, und Bill war wie vor den Kopf gestoßen, daß dies überhaupt möglich war. Aber er mußte es hinnehmen. Nadine hatte keinen Grund, ihn zu belügen. Trotzdem war es unwahrscheinlich, was er da erfahren hatte, und ihm kam es vor, als wäre Lupina größenwahnsinnig geworden.

Den Kampf gegen Fenris konnte sie nie bestehen. Und Nadine? Würde es ihr gelingen, wieder so zu werden wie früher?

Bill wollte es nicht glauben, und diese Skepsis breitete sich auch auf seinem Gesicht aus.

»Du zeigst keinen großen Mut«, hielt ihm Nadine Berger vor.

»Es fällt mir schwer, denn schließlich gibt es nicht nur eure Probleme, sondern auch meins. Ich bin hier gefangen, und ich will wieder in meine Zeit und zu meiner Familie zurückkehren. Das wirst gerade du doch verstehen können.«

»Natürlich, Bill, natürlich. Es tut mir leid, daß du in den Kreislauf mithineingerissen worden bist. Es war nicht meine Absicht. John Sinclair und Suko haben es da besser. Sie sind in deiner Wohnung und warten verzweifelt.«

»Was tun sie dort?«

»Sie hören uns zu!«

Diese Antwort haute den Reporter fast um. Er ging sogar einen

Schritt nach hinten, holte pfeifend Atem, wobei sich seine rechte Hand der Kehle näherte und er die Finger dagegen drückte. »Was hast du da gesagt? Sie hören uns zu? Jetzt?«

»Ja, ich sagte es schon.«

Bill fühlte, wie er bleich wurde. Sicherlich ähnelte seine Haut jetzt der von Nadine, die vor ihm schwebte und ihn lächelnd anschaute. Der Reporter mußte ein paarmal tief Luft holen, um die nächste Frage stellen zu können. »Sie hören unsere Worte und sind doch nicht in der Lage, einzugreifen. Sehe ich das richtig?«

»Ja, du siehst es.«

»Dann können sie daran zerbrechen«, flüsterte Bill. »Das hält doch kein Mensch aus. Und wenn Sheila meine Stimme hört — O Gott…« Bill schwieg und schüttelte den Kopf.

Nadines Gesicht nahm ebenfalls traurige Züge an. Sie hing an der Familie, die sie als Wölfin aufgenommen hatte. Da war vor allen Dingen der kleine Johnny, für den sie als große Beschützerin fungiert hatte.[2]

Das hatte sie auch mehrmals unter Beweis stellen müssen. Nun deutete alles daraufhin, als würde ein Riß in diese Familienbande hineingeäzt werden. Der eine Teil lebte völlig normal zu Hause, während Bill in einer Ur-Welt verschollen war und der Wolfsmagie gegenüber, stand.

Der Reporter holte tief Atem. Er sah nur Nadine. Alles andere hatte er vergessen, und er ging langsam vor.

»Was hast du?« fragte sie.

»Ich will dich anfassen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das kannst du nicht, Bill. Ich bin kein Mensch, glaub mir.«

»Laß es mich trotzdem versuchen«, sagte der Mann und ging einen weiteren Schritt vor.

»Bitte!« Nadine kam ihm sogar entgegen. Bill Conolly faßte zu — und hindurch.

Da war nichts, was seiner greifenden Hand hätte Widerstand bieten können.

Vor ihm schwebte keine echte Gestalt, sondern ein feinstoffliches Wesen, ein Geist.

Bill Conolly schauderte zusammen. Demnach hatte Nadine mit allem, was sie von sich behauptete, recht behalten.

Sie war ein Geist.

»Und dein Körper?« hauchte der Reporter. »Wo steckt er?«

»Ich habe mich freiwillig in die Hand des Götterwolfs begeben. Er hat meinen Körper behalten.«

»Wird er ihn wieder zurückgeben?«

Plötzlich funkelten ihre Augen. »Ich will ihn nicht mehr haben, Bill.

Ich will es nicht. Er soll ihn behalten, aber ich will zurück in einen menschlichen Körper. Ich will wieder so werden wie früher. Es ist unerträglich mit der Seele eines Menschen im Körper eines Tieres leben zu müssen. Kannst du das nicht verstehen?«

Bill nickte. »Das schon, doch frage ich mich, wie Fenris reagieren wird? Was hat er gesagt?«

»Er will Lupina!«

»Kann er sie nicht holen?«

»Nein, so einfach ist das nicht. Wir befinden uns nicht in der Gegenwart, sondern in einer Zeit, die lange zurückliegt. Da war Fenris von den Göttern noch verflucht worden. Er gehörte nicht zu den Günstlingen und ist in dem Schacht gefangen.«

»Und wer erlöste ihn?«

»Ich kenne die Sagen und Legenden nicht genau. Jedenfalls kann er aus eigener Kraft nicht freikommen. Dieser Schacht ist mit dem vergleichbar, was die Menschen Fegefeuer oder auch Hölle nennen. Er wird noch lange schmoren müssen.«

Wenn Fenris ihnen nicht half, in die normale Zeit zurückzukehren, war vielleicht alles verloren. Nadine schien seine Gedanken erraten zu haben, denn sie sagte: »Du suchst nach einer Chance, wieder zu deiner Familie zurückkehren zu können, Bill?«

»Danach suche ich in der Tat.«

»Vielleicht können wir es schaffen.«

»Und wer sollte uns helfen?«

»Bandor, der Dämonenjäger!«

Bill hörte die Antwort und schaute auf Professor Chandler, der sich von seinem Platz löste, wobei sein Blick zwischen Bill und Nadine wechselte.

»Was sagen Sie dazu, Professor?«

»Er wird es nicht schaffen«, erwiderte Chandler bestimmt.

»Und weshalb nicht?«

Chandler lachte auf und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Weil Bandor nicht mehr der ist, der er einmal war. Versteht das doch! Bandor, der Dämonenjäger, hat sich verändert. Er ist ein Werwolf. Das habe ich schon gesagt.«

Bill stand für einen Moment starr, bevor er sich gegen die Stirn schlug.

»Ja, natürlich, ich hatte es ganz vergessen«, flüsterte er. »Dann ist diese Chance auch hin.«

»Nein, sie muß bestehen!« sprach Nadine eindringlich. »Dieser Fleck hier stellt die Verbindung zur Zukunft her. Wo wir stehen, ist später einmal ein Bunker errichtet worden. Diese Hütte hier, wer immer sie gebaut haben mag, hat sie auch mit dem magischen Zeichen der Wolfsmagie gefüllt. Vielleicht waren es Wesen von anderen Sternen

oder aus anderen Dimensionen, vielleicht Mutanten, wer kann das wissen. Hier aber existiert die Magie. Deshalb mein Rat. Sucht die Zeichen und helft mit, sie zu aktivieren.«

Während dieser Worte hatte Bill Conolly Nadine Berger nicht angesehen, sondern den Professor. In den Augen des Reporters stand eine Aufforderung zu lesen.

Chandler begriff. »Ja, ich kann es einmal versuchen, aber ich garantiere nicht für einen Erfolg.«

»Das brauchen Sie auch nicht, Professor. Wichtig ist, daß wir einen Strohhalm besitzen, an den wir uns klammern können.« Bill schaute wieder auf Nadine. »Und was wirst du unternehmen?« fragte er sie.

»Ich will Lupina!«

»Du möchtest sie opfern?«

»Ja. Sie soll nicht mehr mit zurückkehren, sondern in der Vergangenheit verschollen bleiben. Schon genügend Unheil hat sie angerichtet. Damit ist Schluß.«

Diesen Worten konnte der Reporter nur zustimmen. Noch immer stand er dem Phänomen fassungslos gegenüber. So etwas hatte er noch nie erlebt, aber er merkte, wie klein der gewaltige Kreislauf der Zeit doch war, wenn Schwarze Magie mit ins Spiel kam.

Da griffen Ereignisse ineinander, die unzählige Jahre voneinander getrennt waren. Zeit, die relative Größe, spielte keine Rolle. Und wie klein mußte sich selbst der Mensch in diesem gewaltigen Kreislauf vorkommen.

»Aber wie willst du Lupina fangen?« fragte der Reporter. »Du bist ein Geistwesen, du…«

»Ich habe dir erklärt, Bill, wie du diese Zeit verlassen kannst. Jetzt bitte ich dich, auch mir zu helfen.«

»Gern.«

»Ich muß mich darauf verlassen, daß mir die Magie einen anderen Körper, gibt wenn ich den Wunsch des Götterwolfs erfüllt habe«, erklärte Nadine. »Deshalb ist es mein Risiko.«

»Aber du kannst nicht in deinen eigenen Körper zurück«, rief Bill. »Der ist vermodert.«

»Vielleicht gibt es einen anderen.«

Verzweifelt schüttelte Bill den Kopf. »Mädchen, hör auf mich! Das ist alles nicht richtig…«

»Bill, ich habe meine Pläne gefaßt. Du kannst mich nicht mehr davon abbringen. Ich muß Fenris in diesen Augenblicken vertrauen, tut mir leid. Und ich will auch Lupina. Da ich durch die Trennung zu schwach bin, Bill Conolly, sollst du mir Lupina holen. Hörst du?«

Der Reporter nickte ein paarmal. »Ja, ich habe dich verstanden!«

Nadines Stimme wurde drängend. »Wir haben die große Chance, Lupina zu vernichten. Lupina ist nicht mehr so stark wie früher. Es

gibt keine Doppelexistenz zwischen ihr und ihrem Sohn. Im Vergleich ist sie sehr schwach. Das weiß ich, das weißt du auch, Bill. Deshalb bitte ich dich. Hol sie dir, töte sie, und wirf mir ihren verdammten Kadaver vor die Füße! Hast du nun verstanden?«

»Das habe ich!« antwortete Bill mit tonloser Stimme.

»Und wie entscheidest du dich?«

»Ich hole sie dir, Nadine. In meiner Beretta stecken noch einige Kugeln. Sie müssen einfach reichen!«

»Dann wünsche ich dir viel…«

Nadine Berger sprach nicht mehr weiter, denn in diesem Augenblick brachen die Pläne des Reporters wie ein Kartenhaus zusammen. Lupina mußte die Zeit über alles gehört haben. Sie lauerte in der Nähe. Und zwar auf dem Dach, das sie jetzt mit einem wütenden Sprung durchbrach und ihren Körper schräg auf Bill Conolly zuwuchtete…

***

Ich stand da wie angewurzelt und hielt Sheila Conolly fest, die furchtbare Minuten erlebte.

Wir alle waren völlig konsterniert, standen im Kinderzimmer und spürten die Gänsehaut auf unseren Körpern, während wir zu Statuen wurden und uns nicht regten.

Es war auch unfaßbar. Ein Fremder hätte uns für verrückt erklärt, hätten wir ihm das berichtet, was wir mit eigenen Ohren hörten, denn sehen konnten wir nichts.

Wir vernahmen nur die Stimmen.

Stimmen aus der Vergangenheit. Von Menschen, die eigentlich in der Gegenwart lebten.

Nur der kleine Johnny reagierte. Seine Augen leuchteten. »Das ist ja Dad, der da redet. Es ist Daddy.« Er lachte und rief seinen Vater, der jedoch gab keine Antwort. Die Verbindung bestand nur von drüben in unsere Zeit. Umgekehrt klappte nichts.

Johnnys Stimme versiegte. Auch der Junge schien zu merken, daß sich etwas Entscheidendes anbahnte, denn er verhielt sich still und sagte keinen Ton mehr.

Und so lauschten wir.

Zuerst entsetzt, dann gespannt. Wenigstens erging es Suko und mir so.

Bei den Frauen war es anders. Sheilas Körper hatte sich versteift. Er schien eingefroren zu sein, und ich glaubte, daß die Frau dicht vor einem Nervenzusammenbruch stand. Zunächst einmal lauschte sie Bill und Nadine.

Aus den Worten konnten wir viel entnehmen. Uns war auch klar geworden, daß sich die Wölfin geteilt hatte. Einmal existierte ihr

Körper, zum anderen ihr Geist. Der unterhielt sich mit Bill.

Daß die Stimme gerade in diesem Kinderzimmer zu hören war, dafür gab es für mich nur eine Erklärung. Es war die besondere Beziehung, die Nadine zu Johnny hatte. Wahrscheinlich wirkte er als ein Katalysator, als Beschleuniger für diese Dinge, deren Ursprung möglicherweise tief in der noch nicht erforschten Psyche des Menschen lag.

Wir hörten zu.

Die Gänsehaut auf unseren Körpern wollte nicht weichen. Ich sah sie im Gesicht der Freunde und spürte sie auch auf meinem. Rede und Gegenrede, jeder Satz, jedes Wort war eine brisante Mischung und nährte unsere Hoffnung.

Meinen rechten Arm hatte ich um Sheila gelegt. Allmählich entspannte sie sich wieder. Sie zuckte in meinem Griff, während sie ihren Blick gegen die Decke gerichtet hielt, sich ihre Lippen bewegten, aber kein Laut aus ihrem Mund drang.

Endlich erfuhren wir die Motive der Wölfin. Wir konnten uns in die Psyche der Nadine Berger hineinversetzen. Ich erschauderte, wenn ich daran dachte, was sie nicht alles versucht hatte, um von ihrer unseligen Existenz wegzukommen.

Würde sie es jemals schaffen? Einen Anlauf jedenfalls unternahm sie bereits. Ich drückte ihr auch beide Daumen, damit es ihr gelang, dann mußte ich mich wieder konzentrieren, denn die beiden Personen sprachen von einer Chance, der Vergangenheit zu entfliehen.

Bandor sollte sie bringen.

Und die alte Wolfsmagie, die noch innerhalb des Bunkers existierte.

Offene Fragen wurden plötzlich geklärt. Wir erfuhren, daß Bill und Nadine sich praktisch dort aufhielten, wo in der Zukunft der Bunker stehen würde.

Das war gewaltig!

Auch Sheila hatte die Worte sehr genau gehört. Sie reimte sich ebenfalls einiges zusammen, drehte den Kopf, und ich sah ihren fragenden Blick auf mich gerichtet.

»Sie schaffen es!« flüsterte ich. »Sie schaffen es bestimmt.«

»Aber wir müssen ihnen helfen!«

Ich nickte. Natürlich mußten wir das. Nur wie? Der Name Bandor war gefallen. Deshalb konnte es eigentlich nur über ihn laufen. Doch er war ein Werwolf und nur darauf aus, die Menschen zu zerreißen. Wie sollte er uns zur Seite stehen, wo es für ihn überhaupt kein Motiv gab? Fragen, auf die ich keine Antwort wußte. Deshalb konnten wir nur auf unser Glück vertrauen.

Wir lauschten weiter. Unsere Spannung wuchs, denn wir erfuhren immer mehr die Motive der Nadine Berger und waren überrascht, als wir hörten, daß sie Lupina opfern wollte.

»Das klappt nie!« hauchte Suko.

Ich war nicht pessimistisch und erwiderte: »Warte es doch erst einmal ab!«

Mehr konnten wir auch nicht tun. Sheila löste sich aus meinem Griff. Sie legte die Hände zusammen, flüsterte Worte, die ich nicht verstand.

Wahrscheinlich waren es Gebete. Sie wollte ihren Mann wiederhaben, und sie vertraute auf die Macht der Worte.

Kalter Schweiß hatte bei mir die Gänsehaut abgelöst. Selten hatte ich unter einer so großen Spannung gestanden wie in diesen Augenblicken, wo wir aus der Vergangenheit erfahren sollten, was sich in der Gegenwart ereignen mußte.

Nadine hatte recht, wenn sie von Lupinas Schwäche redete. Sie war nicht mehr so stark wie früher, wo sie mit ihrem Sohn eine Doppelexistenz bildete. Jetzt konnte sie wahrscheinlich, nein, bestimmt sogar, durch geweihte Silberkugeln getötet werden.

Und Bill Conolly ging auf Lupinas Vorschlag ein. »Ich hole sie dir, Nadine!« hörten wir ihn sprechen. Was er weiter sagte, konnten wir nicht verstehen, denn Sheila schluchzte in diesem Moment auf.

Auch die Erwiderung verstanden wir nicht. Dafür hörten wir etwas anderes.

Einen lauten Schrei aus der Vergangenheit.

Danach war es still.

Totenstill…

***

Auch Bill Conolly vernahm den Schrei. Er mischte sich in das Krachen der Dachkonstruktion, die auseinandergerissen wurde.

Den Warnruf hatte Professor Chandler ausgestoßen, und er war es auch, der den Wolfskörper nach unten rasen sah.

Lupina hatte auf dem Dach gesessen und gelauscht. Sie wußte jetzt, daß man sie opfern wollte, um ein anderes Leben wieder zu normalisieren. Aber dagegen hatte sie etwas.

Noch nie war sie gern zu einem Spielball anderer geworden. Wenn irgend etwas in Szene gesetzt wurde, dann diktierte sie das Geschehen und ließ es sich nicht von einer zweiten oder dritten Person aufdrängen.

Dabei spielte es keine Rolle, ob es sich nun um Menschen oder Dämonen handelte. Schon bei Dr. Tod, dem Chef der Mordliga, war es so gewesen. Er hatte die Werwölfin auch nie richtig unter seine Kontrolle bekommen. Sie war immer ihren eigenen Weg gegangen.

Wie auch hier.

Der größte und stärkste Feind war im Augenblick der Reporter Bill Conolly. Ihn mußte sie erwischen, und zwar blitz schnell, denn seine Silberkugeln waren tödlich.

An den Professor hatte sie zwar gedacht, nahm ihn jedoch nicht ernst, was sich nun rächte, denn ihm gelang es, den Warnschrei auszustoßen und Bill Conolly damit eine Chance zu geben.

Der Reporter stand noch unter dem Eindruck des eben Gehörten. In seinem Kopf wirbelten und rotierten die Gedanken, deshalb erreichte ihn der Schrei zwar, nur reagierte er nicht so schnell wie es eigentlich nötig gewesen wäre.

Lupina gewann Land.

In der Drehung erkannte sie den Reporter. Gleichzeitig mit ihr flogen ihm einige Trümmer der Dachkonstruktion entgegen, denen Bill nicht auswich und es auch nicht schaffte, vor Lupina zur Seite zu springen.

Sie würde ihn treffen!

Die Wölfin hatte sich vollständig verwandelt. Ihr Kopf war nicht mehr der eines Menschen. Er zeigte den gesamten Schrecken einer Werwolffratze, und das Maul hatte sie weit aufgerissen, so daß Bill sein Inneres groß wie ein unheimlicher Schlund vorkam, der alles verschlingen wollte.

Die Waffe bekam er nicht rasch genug herum, im Bruchteil einer Sekunde verzerrte sich sein Gesicht vor Schrecken, und er duckte sich, um wenigstens dem ersten Anprall die Wucht zu nehmen.

Bill wäre ihm trotzdem nicht entgangen. Er bekam jedoch Hilfe von einer Seite, mit der er nicht gerechnet hatte. Der Professor sprang über seinen Schatten und wuchtete sich vor.

Die Wölfin befand sich noch auf dem Weg, als der Professor seine Arme vorstreckte und die geballten Hände voll in den Leib der Bestie wuchtete.

Er traf Lupina in Höhe der rechten Seite, hörte einen dumpfen Laut und fiel selbst. Hart schlug er mit den Kniescheiben auf, keuchte und wälzte sich herum.

Mehr konnte er für den Reporter nicht tun, der mußte sich schon selbst helfen. Was Bill tat.

Im ersten Augenblick hatte er gedacht, daß ihn die Werwölfin doch erwischt hatte. Dann sah er den Körper dicht vor seinem Gesicht entlang huschen und vernahm auch den Aufprall, mit dem er zu Boden krachte.

Lupina überdrehte sich. Bill hörte ihr Fauchen und bekam mit, wie sie sofort wieder auf die vier Beine schnellte.

Er torkelte. Als Lupina ihn verfehlt hatte, war er nach hinten gegangen, hatte aber Pech gehabt und stolperte über seine eigenen Beine, so daß er Mühe hatte, eine Standfestigkeit zu finden. Seinen Blick richtete er auf Lupina. Er sah sie und auch Nadine Berger, die nach wie vor als Geist über der Werwölfin schwebte.

Bills Gesicht verzerrte sich.

Er feuerte in der Bewegung.

Ein Fehler von ihm, denn die Kugel war zu überhastet abgeschossen worden. Sie versengte nicht einmal Lupinas Fell.

Die Bestie drehte sich auf der Stelle und war wie ein Spuk verschwunden. Bill konnte ihr kaum folgen, als sie dem Ausgang zuhetzte, hindurchwischte und nicht mehr zu sehen war.

Es wäre Munitionsverschwendung gewesen, ihr eine weitere Kugel hinterherzuschicken.

So stand der Reporter auf und starrte Nadine Berger an, deren Geistkörper den Kampf mit angesehen hatte.

»Du hast es nicht geschafft!« stellte sie fest.

Bill schüttelte den Kopf. »Ich weiß, verdammt, aber sie hat mich zu sehr überrascht!«

»Hol sie her!« Nadines Stimme zitterte. »Es ist meine einzige Chance. Ich will Lupina tot sehen, um sie Fenris opfern zu können!«

Bill schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er. »Das geht nicht. Er wird das Opfer nicht annehmen. Lupina und Fenris haben zusammen, na, du weißt schon. Sie haben einen gemeinsamen Sohn gehabt. Luparo hieß er. Fenris wird Lupina immer unterstützen.«

»Hol sie, Bill! Wenn die Chance zu klein ist, werde ich wieder in meinen alten Körper steigen.«

Der Reporter schaute Nadine an. Er wollte eigentlich etwas sagen, ihm fehlten jedoch die Worte, und so drehte er sich zu Professor Chandler um, der wieder aufgestanden war und dem Dialog zugehört hatte.

»Was meinen Sie, Professor?« fragte Bill.

»Sie sollten es zumindest versuchen, Mr. Conolly.«

»Und dann?«

»Werden wir weitersehen. Sie haben ja bewiesen, daß Sie ein würdiger Gegner für Lupina sind. Sie besitzen eine Waffe, Mr. Conolly. Lupina in dem Sinne nicht…«

»Bleiben Sie denn allein?«

»Selbstverständlich. Auch ich habe eine Aufgabe zu erledigen. Ich werde die alten Zeichen in dieser primitiven Hütte suchen und eine magische Brücke schlagen. Mehr kann ich Ihnen nicht versprechen. Und bitte, bringen Sie diese Lupina nur als Leiche her. Es ist für alle am besten.«

Bill nickte. »Wenn Sie das sagen, all right. Nur frage ich mich, was mit Bandor los ist?«

»An ihn sollten wir jetzt nicht denken.« Der Professor hob die Hand. »Aber ich sage Ihnen eins. Wenn Bandor stirbt, bleibe ich weiterhin am Leben.«

»Davon sind Sie überzeugt?«

»Ja. Er ist ja in der Vergangenheit nicht gestorben. Wir haben ihn nur in die Gegenwart geholt. Dort wird er kaum existieren können. Er

muß erledigt werden.«

Harte Worte, die Bill da zu hören bekam.

Nadine Berger gab dem Reporter noch einen Ratschlag. »Du solltest nicht zu lange zögern, Bill Conolly. Sie wird sich auf einen Kampf einstellen, und meine Zeit ist auch begrenzt.«

»Ich gehe schon…« Nach diesen drei Worten hob Bill seine freie Hand und machte sich auf den Weg.

Ein seltsames Gefühl hatte er schon, als er die Hütte verließ. Auf seinen Schultern allein ruhte jetzt die Last der gesamten Verantwortung…

***

Die Stille war noch schlimmer!

Sie zerrte an unseren Nerven, lastete wie ein Druck auf den Körpern, denn niemand von uns wußte, wie es in der anderen Zeit nun weiterging.

Der Kontakt war gerissen und würde auch nicht wieder hergestellt.

Es war aus!

Sekunden vertropften. Ein jeder von uns hing dabei seinen eigenen Gedanken nach, die man an den Gesichtern ablesen konnte. Hoffnung, Furcht, Ratlosigkeit — das alles paarte sich, und es gab wohl keinen, der Bill und Nadine nicht die Daumen gedrückt hätte.

Johnny unterbrach das Schweigen. »Warum sagt sie nichts mehr?« fragte er und schaute seine Mutter dabei an.

Sheila zog die Nase hoch, holte ein Taschentuch und schneuzte. Aber Johnny wollte eine Antwort und wandte sich mit seiner Frage deshalb an mich. »Sag du es, Onkel John!«

»Sie ist nicht mehr da.«

»Wo ist sie denn hingegangen?«

Ich strich über die Haare des Jungen. »Das wissen wir noch nicht. Aber wir werden es herausfinden.«

»Da hat doch auch Dad gesprochen. Ist sie bei ihm?«

»Ja.«

Johnny lachte. »Dann geht es Dad gut. Nadine paßt immer auf. Das kenne ich von mir«, behauptete er und nickte eifrig. »Auch mich läßt sie nie im Stich. Daddy hat es eigentlich gut«, meinte er.

Ich lächelte. »Da hast du recht. Aber leg dich wieder in dein Bett, ja?«

»Klar, Onkel John. Und wenn ich noch einmal die Stimme höre, sage ich euch sofort Bescheid.«

»Das wäre gut.«

Shao kümmerte sich um Sheila. Die beiden Frauen standen zusammen und redeten leise miteinander, was Johnny nicht verstehen konnte, denn er fragte: »Warum ärgert sich Mummy so?«

»Das erzählen wir dir später!«
»Aber nicht vergessen.«
»Natürlich nicht.«
Hinter den beiden Frauen verließen auch Suko und ich das Kinderzimmer und gingen zurück in den Wohnraum. Wir waren alle blaß in den Gesichtern, und niemand traute sich, einen Kommentar abzugeben.
Erst im Zimmer sprach Suko: »Ich bin davon überzeugt, daß Bill es schafft. Jetzt, wo Luparo und Lupina wieder getrennt sind, kann eigentlich nichts schiefgehen.«
»Vergiß nicht, unter welchen Bedingungen er kämpfen muß«, erklärte ich. »In dieser Welt hat Lupina sicherlich alle Vorteile auf ihrer Seite.«
»Du traust Bill wenig zu.«
Ich schüttelte den Kopf. »Das ist es nicht, Suko. Lupina wird nur alle Tricks einsetzen, und sie hat die Umgebung auf ihrer Seite.« Ich hob die Schultern. »So etwas habe ich selten erlebt. Wir sind in diesem Fall wirklich nur Statisten.«
»Was wir ändern sollten«, sagte Suko.
»Einverstanden. Und wie bitte?«
Suko ging zwei Schritte zur Seite, damit ich ihm die Sicht auf Bandor nicht mehr versperrte. »Durch ihn, mein Lieber. Bandor ist das Bindeglied. Chandler wird versuchen, die Magie zu aktivieren. Vielleicht können wir durch Bandor eine Verbindung zu ihm herstellen. Das ist die einzige Chance, die es gibt.«
»Wenn ich so recht überlege, kommen wir wieder auf den Bunker zurück.«
»Das meine ich.«
Suko krauste die Stirn. Alle Blicke waren jetzt auf den Werwolf gerichtet.
Er hatte auch nicht voraussehen können, daß er einmal zu einem Werwolf werden würde, zu einem Wesen, das er während seines Lebens bekämpft hatte. Das Schicksal schlug oft sehr grausam und hart zu. Wir mußten uns damit abfinden und vor allen Dingen das Beste daraus machen.
Shao hatte eine Frage. »Wie sicher ist denn der Kofferraum deines Wagens, John?«
Ich lächelte plötzlich. »Shao, die Idee ist gut.« Ein kurzer Maßvergleich.
»Natürlich, Bandor wird hineinpassen, wenn wir ihn ein wenig zusammendrücken.«
»Dann versucht es.«
Der Werwolf wußte, daß wir von ihm gesprochen hatten. Er rührte sich jedoch nicht, sondern funkelte nur mit den Augen. Der reine

Vernichtungswille stand darin zu lesen. Ich war gespannt, wie er sich wehren würde, wenn wir ihn aus dem magischen Oval befreiten.

Wahrscheinlich würden wir unsere Schwierigkeiten mit ihm bekommen. Das mußten wir in Kauf nehmen.

Wir bedeuteten den beiden Frauen, sicherheitshalber zur Seite zu treten und schritten auf Bandor zu.

Suko kümmerte sich um die Schulter, während ich die Bestie an den Beinen packen wollte.

Der Werwolf rollte mit den Augen. Er riß auch seine Schnauze auf.

Abgehackte, fauchende Laute schleuderte er uns entgegen. Als Warnung gedacht, die wir sehr wohl verstanden, jedoch ignorierten, denn es gab keine andere Möglichkeit.

Suko hatte sich schon gebückt. Von den beiden Frauen wurden wir nicht aus den Augen gelassen. Sie beobachteten uns mit besorgten, aber auch skeptischen Blicken.

»Zu — gleich!« gab Suko das Kommando.

Wir packten zu.

Zunächst ging alles ausgezeichnet. Bandor wehrte sich nicht, als wir ihn in die Höhe hievten und über die magische Grenze des Ovals hinwegtrugen.

Als wir auf die Haustür zuschritten, wobei er seinen Körper regelrecht erschlaffen ließ und uns so in Sicherheit wiegen wollte, da ging es plötzlich rund.

Auf einmal bäumte er sich auf.

Suko hatte damit gerechnet, ich ebenfalls. Trotzdem schaffte es Bandor, sich aus meinem Griff zu lösen. Obwohl die Füße gefesselt waren, trat und zerrte er so hart, daß ich den linken loslassen mußte. Wegen der engen Fesselung fiel auch das andere Bein zu Boden. Er trat nach mir, ich wich aus und bekam die Knöchel wieder zu fassen.

Mein Freund hatte ihn in einen harten Drehgriff genommen. Aus ihm konnte er sich nicht befreien, mir aber gelang es nicht, die Beine festzuhalten.

So würden wir ihn kaum wegkriegen.

Der Inspektor schüttelte den Kopf. »Laß es mal, John, ich mache das allein!«

Vielleicht war es wirklich besser, und so ließ ich Bandors Beine los.

Dumpf schlugen die Hacken auf den Boden.

Jetzt wurde die Bestie nur noch von Suko weitergezerrt. Zwar stemmte sie sich gegen den Griff des Chinesen, aber vergeblich. Auch hatte er ihn so geschickt angesetzt, daß Bandor selbst durch rohe Gewalt nicht freikam.

Ich drückte mich an den beiden vorbei, öffnete die Haustür und lief vor zum Wagen, um die Kofferraumhaube nach oben gleiten zu lassen. Das Fauchen des Werwolfs begleitete mich auf meinem Weg.

Zwischendurch heulte er auch, und als die beiden in der offenen Tür erschienen, sah ich, wie Bandor seinen Kopf von einer Seite auf die andere schleuderte. Das Maul stand offen. Bei jeder Bewegung allerdings klappte es zu, denn er wollte seine Zähne in Sukos Arme schlagen.

Das gelang ihm nicht. Suko hatte den Griff so angesetzt, daß Bandor immer daneben biß.

»Heb dir deine Kräfte auf«, flüsterte mein Freund. »Ich werde dich nicht loslassen…« Er zog und machte weiter.

Ich wartete vor dem aufgeklappten Kofferraum. Die Beine der Bestie schleiften über den Boden. Manchmal hob er sie auch an und hämmerte mit beiden Hacken auf die Platten.

Suko würde Schwierigkeiten bekommen, wenn er ihn allein in den Kofferraum klemmen wollte. Deshalb griff ich zu.

Noch einmal setzte die Bestie ihre Kräfte ein. Sie wollte nicht verlieren, aber sie kam gegen uns nicht an.

Wir waren stärker und drückten ihn mit Gewalt in den Kofferraum des Wagens hinein.

Noch gab sich Bandor nicht geschlagen. Kaum lag er da, schnellte er wieder hoch.

In dem Augenblick warf ich die Haube runter.

Sie traf ihn voll. Es gab sogar ein hallendes Geräusch, als sie seinen Kopf erwischte, und ich drückte sie auch danach mit aller Macht nach unten, damit das Schloß einrastete.

Das war erledigt.

Suko war ein wenig außer Atem und rieb sich die Hände. »Geschafft«, murmelte er. »Komm!«

Ich wollte fahren. Wir beeilten uns, warfen jedoch vor unserem Einsteigen noch einen Blick zum Haus zurück.

Dort standen Shao und Sheila. Sie hatten es alle mit angesehen. Shao winkte uns zu.

Sheila aber rief: »John, bitte, holt ihn zurück!«

»Klar, Mädchen, das schaffen wir schon.« Ich hoffte nur, daß mein Optimismus auch berechtigt war.

Als ich den Wagenschlag an der Fahrerseite zuhämmerte, hatte Suko die Magnet-Sirene bereits auf das Dach gestellt. Ihr jammernder Laut wehte durch den Garten, während ich startete und den breiten, gut ausgebauten Weg in Richtung Tor fuhr.

Nicht nur dieser Ton begleitete uns. Auch dumpfe Schläge innerhalb des Kofferraums. Sie bewiesen uns, daß Bandor seinen Kampf noch längst nicht aufgegeben hatte…

***

Bill Conolly spürte das kalte Gefühl im Nacken!

Es war keine Todesahnung oder die Reaktion darauf, normal allerdings nicht, denn der Reporter wußte genau, daß er jetzt einen Gegner suchte, der ihm nicht nur gleichwertig, vielleicht auch überlegen war. So etwas konnte sich leicht zu seinen Ungunsten auswirken.

Aus Schaden klug geworden, drehte er sich um und schielte, noch auf der Plattform stehend, zum Dach hoch.

Dort bewegte sich nichts. Lupina hatte diesmal einen anderen Platz als Versteck gewählt.

Doch welchen?

Es standen einige zur Auswahl. Besonders gut konnte sie sich im dichten Dschungel verbergen, denn dieser tropische Wald am Rande der Lichtung verschluckte alles.

Bill sprang von der Plattform, kam federnd auf und schaute vorsichtig in die Runde.

Von Lupina war nichts zu sehen.

Langsam ging Bill vor. Schußbereit hielt er die Beretta. Er mußte mit der wertvollen Munition sparsam umgehen.

Fehlschüsse konnte er sich in der jetzigen Situation nicht mehr erlauben.

Bill steckte voller Spannung. Sein Körper war mit einer Feder zu vergleichen, und er würde sofort zuschlagen, wenn sich die Chance dafür bot.

Etwa fünf Schritte von der Hütte entfernt blieb er stehen und drehte sich einmal im Kreis. Dabei schaute er auch wieder zu dieser primitiven Unterkunft zurück, und er glaubte, durch das offene Fenster ein geheimnisvolles Leuchten zu sehen.

Professor Chandler hatte sich bereits an die Arbeit gemacht und die Zeichen sicherlich schon gefunden. Von Nadine Berger sah Bill Conolly keine Spur. Überhaupt kam ihm alles so unwahrscheinlich vor, daß es ihm schwerfiel, es überhaupt zu akzeptieren.

Er mußte Lupina haben. Alles andere war zweitrangig geworden. Nur sie allein zählte.

Bill ging weiter.

Er hatte sich entschlossen, den Rand des Dschungels direkt anzulaufen.

Irgendwo mußte sie ja stecken, und wenn er nur die Bewegung von Blättern sah, die darauf hindeuteten, daß sich die Werwölfin an dieser Stelle versteckt hielt.

Es war nicht einfach für den Reporter, sich zu konzentrieren. Er merkte erst jetzt die Nachwirkungen des Kampfes. Zuviel hatte er einsetzen müssen. In Form war er noch nicht. Seine Glieder zitterten, es fiel ihm schwer, die Waffe normal zu halten.

Eins stand fest. Bei ihrem nächsten Angriff würde Lupina vorsichtiger

zu Werke gehen, aber es auch auf die Tour der Überraschung versuchen.

Der Dschungel schwieg.

Es war ein drohendes, lastendes Schweigen, das sich über die Lichtung gelegt hatte. Unheilgeschwängert hüllte es den Reporter ein, der in der klammen, feuchten Wärme ins Schwitzen gekommen war und sich immer wieder den Schweiß aus dem Gesicht wischte.

Bill konnte nicht ewig auf dem Fleck stehenbleiben. Er mußte einfach mehr riskieren und sich dem Rand des Dschungels nähern. Es gab noch immer keine Anzeichen, die auf Lupinas Versteck hindeuteten. Da war kein Vogel, der aufgeschreckt in die Höhe flog und etwas verraten hätte, nur dieses verdammte Schweigen.

Steckte sie überhaupt an dieser Seite?

Bill befürchtete das Gegenteil. Lupina konnte sich auch in seinem Rücken aufhalten, wo sie zusätzlich noch von der Hütte gedeckt wurde.

Dieser Gedanke bereitete dem Reporter Sorge, und er beschloß, seinen Plan zu ändern.

Allzu weit befand sich Bill nicht von der Hütte entfernt. Mit wenigen Schritten konnte er sie erreichen, und er hatte sie kaum zurückgelegt, als er die Stimme des Professors hörte.

»Mr. Conolly, kommen Sie! Ich habe es geschafft!«

In Bill zuckte die Hoffnung hoch. »Was?«

»Die Magie steht!«

Wie ein rasend schnelles Feuer breitete sich in dem Reporter die Hoffnung aus. Er vergaß Lupina für einen Moment und dachte nur an sich selbst sowie daran, aus dieser verdammten Welt zu entkommen.

Bill rannte auf die Hütte zu.

Darauf hatte die Werwölfin nur gewartet.

Nicht im Dschungel hielt sie sich versteckt, sie hatte die Besonderheit der Hüttenbauweise für sich ausgenutzt. Der Raum zwischen Erdboden und Hüttengrund war groß genug, um auch einem Wolfskörper ein Versteck bieten zu können.

Das hatte Lupina ausgenutzt.

Und sie lauerte genau auf den Augenblick, als Bill Conolly in ihrer Nähe erschien.

Dann griff sie an.

Bill sah noch den Schatten, er hörte kratzende Geräusche, wollte zurück, kam auch zwei Schritte weit und warf seinen linken Arm dabei hoch, als Lupina aus ihrem Versteck hervorschoß und ihn mit der Gewalt eines Sturmwindes ansprang.

Diesmal kam Bill nicht weg. Er spürte den Anprall der beiden Vorderpfoten wie Hammerschläge auf seiner Brust, verlor den Halt und wurde zu Boden geschmettert.

Bill fiel auf den Rücken.
Lupina hatte ihn genau dort, wo sie ihn haben wollte…

***

Professor Chandler spürte, daß jetzt alles auf ihn ankam. Endlich, so legte er es aus, machten sich seine jahrelangen Forschungen bezahlt. Er hatte sich sehr stark mit der Magie und auch der Mathematik beschäftigt und eine Verbindung zwischen den beiden an sich artfremden Gebieten gefunden.
Formeln der Magie und der Mathematik sollten den Weg der Rückkehr in die normale Zeit ebnen.
Mit den Dimensionen kannte sich Chandler aus. Er hatte sie oft genug berechnet, und er malte als zentralen Punkt das magische Dreieck. Die spezielle Kreide, die dafür nötig war, trug er immer bei sich, auch in dieser Welt.
Er kannte die alte Magie des Dreiecks wenigstens in seinen Grundzügen, und er wußte auch, daß sich in der normalen Welt ein Dreieck befand, das den Gegenpol zu diesem bilden konnte.
So waren zwei Tore entstanden, die nur noch miteinander verbunden werden mußten.
Chandler hatte auch die geheimnisvollen Zeichen der Wolfsmagie entdeckt. Auf den Boden waren sie gemalt worden, und sie leuchteten ebenfalls an den Wänden.
Rote und türkisfarbene Dreiecke, manche so groß wie eine Männerhand, andere wieder kleiner. Um sie überhaupt aktivieren zu können, hatte Chandler sie besprochen. Mit Worten, die in keinem Buch standen, war es ihm gelungen, sie zu aktivieren, und ein fahler, an einigen Stellen auch heller Schein leuchtete durch das Innere der Hütte.
Der Mann befand sich so sehr in seinem Element, daß er nicht auf die Zuschauerin achtete, die sein Treiben beobachtete. Es war Nadines Geist, der nach wie vor in der Hütte schwebte und auf den Rücken des Professors schaute.
Nadine selbst griff nicht an. Ihr Problem stellte sich anders dar. Sie wollte unter allen Umständen den Tod der Lupina, und sie hoffte, daß Bill Conolly es schaffte.
Ob Fenris dieses Opfer annahm?
Woran Bill dachte, das hatte Nadine vergessen oder verdrängt. Sie erinnerte sich nicht mehr daran, daß Fenris und Lupina einmal eine Verbindung eingegangen waren, aus der Luparo entstand, so daß es fraglich war, ob der Götterwolf das Opfer überhaupt wollte.
Daß er noch existierte, hörte Nadine sehr genau. Zwar hatten ihn die Götter verbannt, aber er lauerte auf seine Chance. Tief in einer unheimlichen magischen Welt war er der Herrscher, da konnte er

schalten und walten, ohne den Göttern ins Gehege zu kommen, und Nadine spürte etwas von diesen Aktivitäten.

Die Wolfsmagie hatte sie getrennt. Sie konnte aber auch das Gegenteil bewirken und beides — sowie Körper als auch Seele wieder zusammenbringen. Und dies hatte sie vor.

Nadine spürte es.

Sie merkte, wie unsichtbare Kräfte auf sie zukamen und wie gewaltige Hände über und in sie fuhren.

Jemand holte sie.

Es war ihr magisches, Schicksal, ein Fluch, dem sie nicht entrinnen konnte und der sie jetzt einholte.

Seele zu Wolf - Wolf zu Seele. So war es gewesen, so sollte es wieder sein.

Fenris wollte dem von Nadine angestrebten Tausch nicht zustimmen. Sie sollte wieder das werden, was sie gewesen war. Eine Wölfin mit der Seele eines Menschen.

Und Nadine merkte es.

Sie befand sich nicht sehr weit vom Schachtrand entfernt, deshalb spürte sie die Kraft, die aus diesem hervorkroch und für sie wie ein unhörbarer Befehl war.

Zurück in den Körper, wieder zurück!

Nadine wehrte sich. Jetzt interessierte sie sich auch nicht dafür, was der Professor tat, der die Hütte mehrmals mit großen Schritten durchmaß und leise vor sich hinsprach. Sie merkte nur, wie der Drang immer stärker wurde, und vergebens stemmte sie sich dagegen an.

Die Magie war stärker.

Innerhalb des Schachts begann es zu brodeln. Die unheimliche Kraft war aktiviert worden, und sie nahm an Stärke zu, so daß sich Nadine nicht dagegen wehren konnte.

Sie kam auch nicht weg. Etwas ihr Unbekanntes bannte sie auf der Stelle. Da halfen keine Bemühungen, denn sie hatte die Kontrolle über ihren Körper verloren.

Als das Fauchen ertönte, wußte sie nicht, wer es ausgestoßen hatte. Es drang allerdings aus dem Schacht, und der entließ im nächsten Augenblick einen gewaltigen Wolfskörper mit rotbraunem Fell.

Ihr Körper!

Kaum hatte der Wolf den Schacht verlassen — er war regelrecht ausgespien worden — da verschwand auch Nadine Berger. Es war wie ein Hauch, und sie war so schnell weg, als hätte sie es nie gegeben.

»Mr. Conolly, kommen Sie! Ich habe es geschafft!« Genau in diesem Moment war der Professor fertig geworden.

»Was?«

»Die Magie steht!«

Chandler rechnete damit, daß Bill Conolly Sekunden später

erscheinen würde, irrte sich leider. Dafür sah er den Wolf nur zwei Schritte entfernt, und seine Gesichtszüge erstarrten. Er nahm an, daß es sich dabei um Lupina handelte. Als er genauer hinschaute, erkannte er sein Versehen.

Das war nicht Lupina, sondern Nadine Berger.

Fenris hatte das Opfer nicht angenommen.

Alles war umsonst gewesen.

Diese Dinge schossen dem Wissenschaftler innerhalb von Sekunden durch den Kopf. Er war deprimiert, und er wurde noch deprimierter, als er den erstickt klingenden Schrei vor der Hütte hörte.

Den hatte ein Mensch ausgestoßen.

Auch die Wölfin hatte den Schrei vernommen. Sie schnellte herum und fegte wie ein Wirbelwind dem Ausgang der Hütte entgegen…

***

Wir jagten durch das London der frühen Morgenstunden. Die Sonne war schon aufgegangen, trotzdem hatte sie noch nicht ihre volle Kraft entfalten können, und ein seltsames, hellgraues Licht lag über der Millionenstadt an der Themse.

Suko saß neben mir. Wie so oft, wenn es um Minuten ging, zeigte auch er Anspannung.

Die Straßen waren zum Glück ziemlich frei. Der Berufsverkehr hatte noch nicht begonnen.

Unsere Sirene riß so manchen aus dem Schlaf. Sie wimmerte und jaulte.

Das rotierende Licht glitt über die Hauswände und drang wie ein vorwitziges Auge durch die Glasscheiben der Fenster.

Manchmal jaulten auch die Reifen, wenn ich den Silbergrauen zu eng und zu schnell in eine Kurve zog.

Bandor hatte seinen Kampf nicht aufgegeben. Noch immer hämmerte und trommelte er im Kofferraum herum. In den kurzen Intervallen, wenn der Sirenenton ein wenig abgeklungen war, vernahmen wir sein wütendes und gieriges Fauchen.

Wir schafften die Strecke in Rekordzeit. Schon sehr bald erschien das Gelände der Kläranlage. Direkt daneben befand sich der Wald mit dem Bunker.

Leider konnte ich nicht bis vor den Eingang fahren, so mußten wir die letzten Yards unsere körperlichen Kräfte einsetzen und den Werwolf zum Ziel schleifen.

Es wurde eine Tortur, aber Suko zeigte sich als ein wahrer Meister. Es gelang ihm sogar, die Bestie durch den engen Einstieg zu drücken und sie bis zur Treppe vorzuschieben, wobei sie sich ein paarmal überschlug, bevor sie liegenblieb.

Als ich die Treppe erreichte, hatte sich Suko bereits den Werwolf

geschnappt und schleifte ihn die Stufen hinunter.
Es tat sich etwas.
Während ich den beiden folgte, bemerkte ich das seltsame Leuchten, und kaum hatten wir die geschwungene Treppe hinter uns gelassen, als die Magie uns wie ein Anprall traf.
Sie war überall. Wir merkten sie auf unserer Haut. Sie schien mit Elektrizität geladen zu sein, das große Dreieck glühte in einem dunklen Rot, und ich mußte daran denken, daß ich mich einmal mit Lupina in dieser Figur befunden hatte.
Auch mein geweihtes Kreuz blieb von diesen unheimlichen Kräften nicht unbeeindruckt. Es hatte sich erwärmt, baute eine Gegenkraft auf, wobei ich hoffte, daß sie die andere Magie nicht zerstörte, denn sie war die einzige Brücke zwischen den Zeiten.
Bandor tobte.
Für einen Moment achtete Suko nicht auf ihn. Es gelang ihm, sich loszureißen. Bevor wir uns versahen, hüpfte er auf seinen gefesselten Beinen auf das Dreieck zu.
Und er war schnell, denn er besaß die Kräfte eines gewaltigen Tieres.
Auf normalem Weg bekamen wir ihn beide nicht mehr. Was würde geschehen, wenn er das Dreieck übersprang? Konnte er die Brücke damit zerstören? Vielleicht sogar für immer?
Das Risiko war da. Wir allerdings durften es auf keinen Fall eingehen, und meine Beretta flog mir fast in die Hand.
»John!« schrie Suko.
Ich zielte genau…

***

Die gelben, erbarmungslosen Raubtieraugen funkelten in einem Licht, das Bill Conolly schaudern ließ. Sie versprachen ihm den Tod, und er sah im Augenblick keine Möglichkeit, den Reißzähnen der Bestie zu entgehen. Lupina hatte es geschafft.
Der Reporter lag auf dem Rücken. Mit einem Fuß stemmte sich Lupina gegen seinen Waffenarm. Dicht über dem rechten Handgelenk spürte der Reporter den Druck, so daß es ihm nicht möglich war, seine Hand zu heben und abzudrücken.
Den anderen Arm hatte er soeben noch anwinkeln können, und diese Bewegung hatte ihm für den Moment jedenfalls das Leben gerettet. Bill war es gelungen, seinen Ellenbogen so hart gegen den Unterkiefer zu drücken, daß Lupina nicht dazu gekommen war, ihre Zähne in seinen Hals zu schlagen. Noch wurde ihre Schnauze hochgedrückt, wobei der Reporter nur in die gnadenlosen Raubtieraugen schaute.
Lange konnte er in dieser Haltung nicht liegenbleiben, das war ihm längst klar geworden.
Vielleicht drei, vier Sekunden tropften dahin. Bill nahm auch den

strengen Geruch wahr, den das Tier ausströmte. Ihm wurde für einen Moment übel, bis Lupina plötzlich alles auf eine Karte setzte. Ohne die Haltung zu verändern, gelang es ihr, sich so zu drehen, daß der Kopf freilag.

Jetzt riß sie die Schnauze auf!

Im selben Augenblick hörte sie das tappende Geräusch. Auch Bill vernahm es.

Lupina und er hatten den gleichen Gedanken. Während der Reporter liegenblieb, schleuderte die Werwölfin ihren Körper in die Höhe und drehte sich noch im Sprung.

Da war Nadine Berger heran.

Die beiden Körper prallten zusammen. Genau in dem Augenblick, als Bill sich aufgerichtet hatte und mit der Beretta auf Lupina zielen wollte, um ihr endlich die Kugel zu geben.

Er schaffte es nicht. Plötzlich sah er kein Ziel mehr, denn die beiden Wolfkörper hatten sich ineinander verschlungen und rollten so schnell über den weichen Boden, daß es für Bill ein großes Risiko gewesen wäre, jetzt abzudrücken.

Er hätte zu leicht die falsche treffen können.

Der Kampf wurde mit aller Verbissenheit geführt.

Normalerweise hätte man meinen können, daß Lupina Nadine überlegen war. Vielleicht stimmte dies auch, doch Nadine war keinesfalls zu unterschätzen. Sie setzte all ihre Wildheit ein, und ließ die Werwölfin nicht zum Zuge kommen.

Bill Conolly, der sich aufgerichtet hatte und mit gezogener Waffen den Kampf beobachtete, hörte ein Fauchen, Keuchen und Kreischen, wobei der Boden von den umherschlagenden Füßen und Pfoten aufgewühlt wurde, so daß regelrechte Grassoden herausgerissen und in die Höhe geschleudert wurden.

Der Reporter vergaß alles. Er dachte auch nicht mehr an eine Rückkehr, in diesem Augenblick interessierte ihn nur der gewaltige, unheimliche Kampf der beiden Geschöpfe.

Die Wölfinnen rissen ihre Mäuler auf, schnappten zu, bissen, waren nicht zu stoppen und rissen sich gegenseitig Fellstücke ab.

»Mr. Conolly!« brüllte der Professor plötzlich. »Kommen Sie endlich! Die Magie steht. Ich weiß nicht, wie lange ich sie noch erhalten kann. Los!«

Bill hörte die Stimme. Er hatte auch vernommen, wie aufgeregt sie klang.

Chandler stand unter einem Streß, und der Reporter drehte den Kopf, um einen Blick zum Haus zu werfen.

Dort wartete der Mann!

Er winkte mit beiden Armen. Seine Finger öffneten und schlossen sich dabei. Das Mondlicht fiel auf die Lichtung, traf das Haus und

auch den Wissenschaftler, dessen Haut bleich und blaß wie die einer Leiche wirkte.

Bill stand vor einer ungemein schweren Entscheidung. Hier hatte er die Chance, das ehemalige Mitglied der Mordliga zu vernichten. Auf der anderen Seite mußte er daran denken, daß er in einer Zeit gefangen war, die eine Million Jahre von der Gegenwart aus gerechnet zurücklag und die für ihn zum Schicksal werden konnte.

Wie sollte er sich entscheiden?

»Conolly, verdammt!« Die Stimme des Professors kippte über. Er schüttelte wild seinen Kopf, und Bill entschied sich.

Er wollte weg!

Aber nicht allein. Nadine mußte mit. Sie sollte keine Gefangene dieser Zeit sein, deshalb gellte sein Schrei, und Nadine, die mit Lupina noch immer im Clinch lag und sich am Boden herum wälzte, hörte ihn.

Sie schien zu ahnen, was die Sekunde geschlagen hatte, denn sie stemmte sich plötzlich von ihrer Gegnerin lös und wuchtete ihren eigenen Körper in die Höhe.

Im Sprung drehte sie sich herum, streckte sich und jagte auf das Haus zu.

Auch Bill lief zurück. Allerdings nicht so schnell, und er näherte sich zudem rückwärts der Hütte. Lupina wollte er im Auge behalten, denn seine Schußbahn war da.

Aber die Werwölfin war raffiniert. Obwohl Nadine sich nicht mehr bei ihr befand, bot sie kein Ziel. Die Pfoten hatten den Boden aufgerissen. Ihr Körper war eingehüllt in zahlreiche Grassoden und Dreckklumpen, sie blieb nie an einer Stelle liegen und rannte jetzt mit gewaltigen Sätzen auf die dichte Dschungelwand zu.

Bill feuerte.

Damit hatte Lupina gerechnet.

Sie schlug Haken wie ein Hase, bot an der gleichen Stelle immer nur für Bruchteile von Sekunden ein festes Ziel und war selbst für eine Kugel zu schnell.

Links und rechts von ihr trafen die geweihten Silbergeschosse den Boden. Sie wühlten ihn auf, aber die Kugeln hämmerten nicht dorthin, wo der Reporter sie hinhaben wollte.

Als er die letzte verschoß, stieß er gegen die Plattform, drehte sich, stützte sich ab und flankte hinauf.

Zuletzt sah er noch, wie Lupina mit einem gewaltigen und bogenförmigen Satz in das dichte Unterholz des tropischen Dschungels hineintauchte.

Dann alarmierte ihn Chandlers Schrei.

Bill kreiselte herum, stürmte in die Hütte und sah Nadine, sowie den Professor innerhalb des Dreiecks stehen. Ihre Gestalten wirkten

seltsam verschwommen, wie von einem hellen Feuer umlodert, denn sie befanden sich bereits im Stadium der Auflösung.

Für Bill wurde es höchste Eisenbahn. Chandler drängte. »Kommen Sie, los!«

Und Bill sprang. Er geriet in das Dreieck, spürte die anderen Kräfte, für einen Moment verschwand alles vor seinen Augen, und dann vernahm er den peitschenden Schuß…

***

Ich hatte abgedrückt — und getroffen!

Der Werwolf durfte mir nicht entkommen. Für Bandor, der nun zu einer Bestie geworden war, gab es keine Rettung mehr. Diese Lösung war die beste gewesen.

Das Geschoß erreichte ihn eine winzige Sekunde vor dem Eintauchen in das magische Dreieck.

Suko erschrak, ich erschrak selbst über meine Aktion, und ich sah, wie vor Bandor drei Gestalten erschienen.

Zwei Menschen und eine Wölfin.

Bill Conolly, Professor Chandler und Nadine!

Alles ging so schnell, daß es mir nicht einmal gelang, mich richtig zu freuen, denn Bandor kippte nach vorn und fiel dem Professor genau in die Arme, als dieser das magische Dreieck verließ.

Beide klammerten sich aneinander fest. Ich hatte nur Augen für sie und erlebte zusammen mit Suko, wie ein Mensch seinen sterbenden Erstkörper in den Armen hielt.

Schaurig…

In dieser Minute gelang es mir nicht, meine Gefühle zu beschreiben. Wir alle schauten zu, wie Chandler und Bandor zusammensanken, wobei sich der Urmensch veränderte.

Er verlor sein Fell, die Haut bekam wieder die normale, etwas dunkle und sonnenbraune Tönung, dann lag vor Chandlers Füßen ein Toter.

Ein Mensch aus der Vergangenheit, dessen Entstehung und Schicksal im dunkeln lag, der aber in der Gegenwart sein Grab finden würde. Dafür wollte ich sorgen.

Mit dem Tod des Ur-Menschen verlosch auch die Magie in diesem Bunker. Die normale Welt hatte uns wieder…

***

Wir sprachen lange nicht. Auch auf der Fahrt zu den Conollys nicht.

Suko lenkte den Bentley, Bill saß neben ihm, ich hockte zusammen mit Chandler im Fond und spürte, wie Nadine Berger, die Wölfin, sich gegen meine Beine drückte. Automatisch streichelte ich ihr Fell. Sie hatte viel eingesetzt, war ihrem Schicksal jedoch nicht entronnen.

Würde es für immer so bleiben?

Chandler begann zu berichten. So erfuhr ich alles. Und als er fertig

war, erreichten wir das Grundstück der Conollys.

Über Autotelefon hatte Bill seine Frau schon informiert. Beide, Shao und Sheila, warteten vor der Haustür, und es war die blondhaarige Sheila, die ihrem Mann in die ausgebreiteten Arme flog, wobei sie lachte und weinte in einem.

Schließlich umarmte sie auch mich und sagte unter Tränen. »John, er ist wieder da. Mein Gott, ihr habt es geschafft.«

Ich drückte Sheila von mir weg und kniff ein Auge zu. »Hatte ich dir das nicht versprochen?« fragte ich mit rauher Stimme, denn auch mir saß so ein verdammter Kloß in der Kehle.

»Ja, John, das hast du.«

»Na bitte! Was man verspricht, soll man auch halten. So ist das nun mal im Leben. Aber jetzt möchte ich etwas anderes von dir oder von euch, meine Lieben.«

»Und was?« fragten Sheila und Shao gleichzeitig.

»Ein gewaltiges Frühstück. Ich habe nämlich Hunger wie ein Wolf…«

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 100 »Die Drohung«, und folgende

[2]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 028 »Das Teufelskind«